

Dr. K. Hauser

Alt-Winterthur

Geschichts- und Kulturbilder



Verlag von J. Vogel, Winterthur

ETH-Bibliothek



EM000005088383

Kern 384

AUS DER
BIBLIOTHEK
VON
OBERST
HANS KERN

1867 - 1940

STADTRAT VON ZÜRICH
1914 - 1925

—
DER BIBLIOTHEK DER ETH
GESCHENKT VON DER
FAMILIE KERN-FLAD
IM AUGUST 1948

18, 19, 20



Glasscheibe mit Wappen und Ansicht der Stadt Winterthur, 1564. (Im Treppenhaus des Museums Winterthur.)

ausg. 1921
DR. K. HAUSER

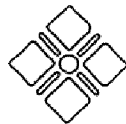
Alt-Winterthur

GESCHICHTS- UND KULTURBILDER

MIT PLÄNEN, ANSICHTEN UND BILDNISSEN

HERAUSGEGEBEN VOM
HISTORISCH - ANTIQUARISCHEN
VEREIN WINTERTHUR

11. 11. 1921



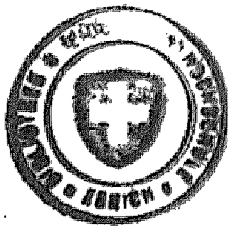
1921

VERLAG VON A. VOGEL / WINTERTHUR

BUCHDRUCKEREI WINTERTHUR
VORMALS G. BINKERT

Kern 384

Sto.



Kat.

VORWORT

Die „Heimatkunde von Winterthur“, im Jahre 1886 vom Lehrerverein herausgegeben, ist seit langer Zeit im Buchhandel nicht mehr erhältlich. Das Bedürfnis nach einem Hilfsmittel für den geschichtlichen Teil des heimatkundlichen Unterrichtes wurde deshalb immer dringender. Im Auftrage der Lehrerschaft machte sich der um die Erforschung der Geschichte unserer Stadt hochverdiente Lehrer Dr. K. Hauser (1845—1920) an die Sammlung und Sichtung des Stoffes. Die Arbeit war nahezu vollendet; da kam der Krieg, und im Jahre 1920 entriß der Tod dem Unermüdlichen die Feder.

Der Historisch-antiquarische Verein erachtete es als seine Ehrenpflicht, die Sammlung, die ein Schatzkästlein der Lokalgeschichte bildet, zu veröffentlichen. Gewiß soll sie in erster Linie der Schule dienen; aber das Buch wird nicht nur hier, sondern auch in manchem Haus Interesse und Freude erwecken. Die Artikel „Das Kloster Töß“, „Handwerk und Industrie“, „Winterthur in der Revolutionszeit“, sowie „Beerenberg, Multberg und Pfungen“ wurden von G. Peterhans-Bianzano und H. Winkler, Lehrer, bearbeitet.

Der Verein scheute keine Mühe, um das Werk mit guten Bildern, vorwiegend nach Stichen, Zeichnungen und Gemälden heimischer Künstler zu schmücken. Wir freuen uns, hier die Unterstützung des Stadtrates, der Stadt-

bibliothek, des Kunstvereins, des Gewerbemuseums, der Literarischen Vereinigung und einiger Geschichtsfreunde in Winterthur, des Landesmuseums, der Zentralbibliothek in Zürich und des Oberkriegskommissariates in Bern verdanken zu dürfen. Besondere Anerkennung sprechen wir den Erben von Dr. K. Hauser aus für die bereitwillige Überlassung des Manuskriptes.

Wir legen das schlichte Buch auf den Weihnachtstisch. Möge es in den empfänglichen Herzen der Jugend die Liebe zur Heimat wecken, in viele Familienkreise reiche Belehrung tragen und das Verständnis für das geschichtliche Werden unserer Stadt fördern!

Winterthur, Weihnachten 1921.

Der Historisch-antiquarische Verein.

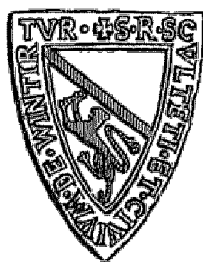
Das Dorf Niederwinterthur.

In alter Zeit gehörte die fruchtbare Ebene zwischen dem Lind- und Eschenberg den Grafen von Kyburg. Sie waren da die Grund- oder Bodenherren und besaßen deshalb das Jagd-, Fisch- und Mühlrecht. An der Landstraße, die von Zürich nach dem Bodensee führte, wohnten hier auf Höfen, Huben und Schuppissen Hörige, Leibeigene und freie Leute. Wenn die Unfreien fortziehen wollten, so jagte ihnen der Herr nach und holte sie. Die Einwohner dieses Dörfchens bildeten eine Hofgenossenschaft und benutzten eine Allmende, die aus Wald und Weide bestand. Sie beschäftigten sich mit Viehzucht, Acker- und Weinbau (Dreifelderwirtschaft, Zelgen). Für die Benutzung des Bodens entrichteten sie ihrem Herrn, dem Grafen von Kyburg, Grundzinse und leisteten ihm Frondienste. Der Zins bestand aus Naturalien: Getreide, Bohnen, Hühner, Eier, Schweine, Käse, dazu etwas Geld. Der Graf wählte einen geschickten Hörigen, der für ihn diese Einkünfte einziehen mußte. Er hieß *Keller* und bekam zur Belohnung für seine Mühlen einen Hof, den *Kelhof*. Das niedere Gericht (die Bestrafung kleiner Vergehen) verwaltete ein anderer Höriger, der *Meier* genannt wurde und auch einen großen Hof als Lehen erhielt, den *Meierhof*. Bei schweren Verbrechen kam der Graf selber und hielt auf offener Landstraße Gericht, zu dem die Freien erscheinen mußten; auch mußte er die wehrfähigen Männer zum Kriege für den König aufbieten; er hatte den *Blut-* und *Heerbann*. Zum Schutze für das Dorf ließ der Graf auf dem Büel neben der Hohwacht einen festen Turm erbauen, den *Win-* oder *Windturm*.

Wie Winterthur eine Stadt wurde.

1. Das Marktrecht.

Der Graf von Kyburg konnte mit seiner Dienerschaft die vielen Zinse, die er von der weiten Umgebung bezog und die in Getreide, Vieh, Wein usw. bestanden, nicht alle selber verzehren; deshalb mußte er einen großen Teil davon verkaufen.



Altestes Stadtsiegel
(bis 1263).

Dadurch bekam er bares Geld zur Bezahlung seiner vielen Bedürfnisse. Nun war es untunlich, die schweren Lasten auf schlechten Wegen die steilen Abhänge zur Kyburg hinauf zu schleppen und dann zum Verkaufe wieder hinunter zu führen. Der Graf suchte deshalb einen Lagerplatz in der Ebene, wo man leicht hinzu und hinweg gehen konnte. Hiezu eignete sich das Dorf Niederwinterthur am besten. Es lag an einer ebenen Landstraße; von da führten Wege ins obere und untere Tößtal, nach Zürich, an den Rhein und Bodensee. Der Ort stand ungefähr in der Mitte der Grafenschaft. An der Eulach konnte man leicht Mühlen bauen. Da wurde aus dem überflüssigen Getreide Mehl bereitet. Der Graf ließ große Scheunen erstellen und darin die Vorräte aufspeichern. Damit er und die Einwohner die Erzeugnisse des Landbaues gut kaufen und verkaufen konnten (Teuerung), gab er dem Dorfe Niederwinterthur das *Marktrecht*. Zwei Stunden im Umkreise durfte kein Ort mehr diesen Vorzug erlangen. Es wurde jeden Donnerstag Markt gehalten. Aber dieses Recht haftete auf dem Boden, nicht bei den Leuten. Es wurde deshalb ein bestimmter Platz abgegrenzt, und der allein hatte Marktrecht. Wer außerhalb wohnte, besaß dieses Vorrecht nicht. Es kamen von allen Seiten Kaufleute, Krämer, Handwerker, Metzger, Gerber, Bäcker und Wirte herbei. Sie waren dem Grafen sehr willkommen, denn von ihnen erhielt er mehr Steuern als früher. Das Marktland wurde in Stücke zerlegt und unter die Leute verlost. Da bauten sie Häuser aus Holz, das sie im Eschen-

berg kostenlos holen konnten. Das Land, auf dem das Haus stand, gehörte dem Grafen, das Gebäude dem Erbauer. Für den Platz zahlte dieser dem Herrn jährlich einen kleinen Zins, der Hofstattgeld genannt wurde. So wurde das Dorf immer größer.

2. Die Abtrennung von der Kirche in Oberwinterthur. 1180.

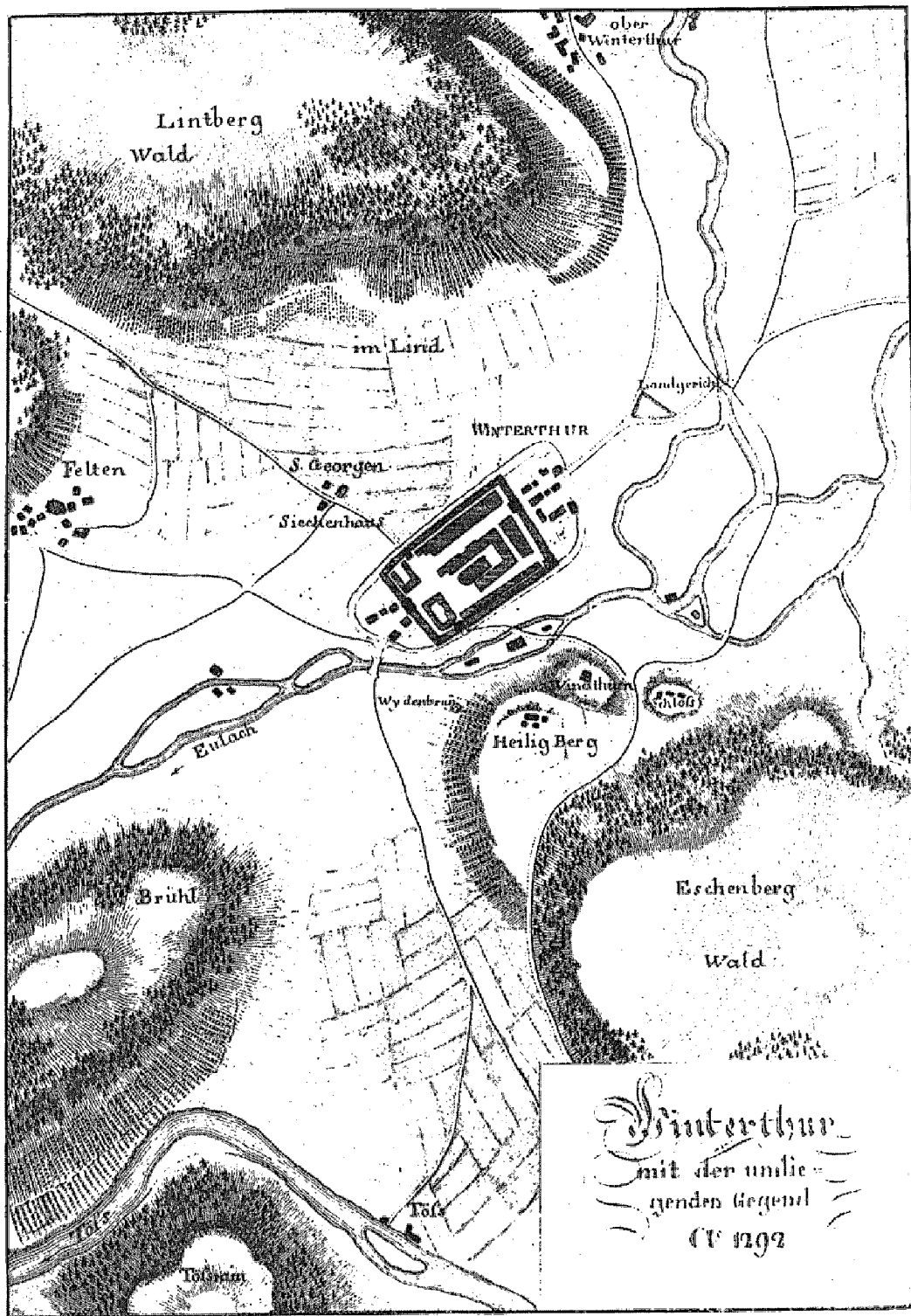
In alter Zeit gehörte das Dorf Niederwinterthur wie Seen zur Kirchgemeinde Oberwinterthur. Zum Gottesdienste, zur Taufe und Beerdigung mußten die Leute nach Oberwinterthur in die Kirche gehen. In Winterthur stand nur ein Bethaus, eine Kapelle, mit einem Hülf- oder Untergeistlichen (Kaplan). Der weite Kirchgang war den Bewohnern lästig; deshalb beklagten sie sich bei ihrem Herrn, dem Grafen Hartmann von Kyburg. Dieser gab ihnen recht und wollte sie von Oberwinterthur abtrennen. Aber der dortige Pfarrer *Diethelm* sperrte sich dagegen, weil er dadurch weniger Einkommen hätte. So entstand ein langjähriger Streit. Endlich gelang es dem Bischof von Konstanz und weisen Männern, Frieden zu stiften. Auf Pergament wurde ein Vertrag aufgesetzt. Der Graf schenkte der Kirche in Oberwinterthur zwei Höfe, die auf dem Lindberg und in Ellikon an der Thur lagen. Für seine Vermittlung bekam der Bischof eine Belohnung. Dafür wurde die Kapelle in Winterthur von der Mutterkirche in Oberwinterthur abgelöst und zu einer selbständigen Kirche (Tochterkirche) erhoben. Die Mehrzahl der Einwohner wurde von dem Besuche des weit entfernten Gotteshauses befreit. Die Huber und Schuppisser, die bisher den Zehnten nach Oberwinterthur entrichtet hatten, verblieben bei der Mutterkirche; die Kaufleute und einige Zinsbauern, die von alters her der Kapelle in Winterthur gezehnet hatten, kamen zu der Tochterkirche. Wenn aber die Bevölkerung in Niederwinterthur zunahm und auch die umliegenden Wiesen und Äcker mit Häusern besetzt wurden, so gehörten deren Bewohner nach Oberwinterthur in die

Kirche. Dagegen hatten die Dienstmannen des Grafen das Recht, sich in Niederwinterthur begraben zu lassen (1180, 22. August).

Der Graf von Kyburg wählte den Pfarrer oder *Kirchherrn* in Winterthur und der Bischof von Konstanz bestätigte ihn. Der Geistliche bezog als Besoldung die Zinse von einem Gute, das vor dem Orte lag, *Widem* hieß und von dem Grafen der Kirche geschenkt worden war. Ferner erhielt er von den Einwohnern den Zehnten. Das *Pfarreinkommen* bestand also aus Naturalien: Kernen, Hafer, Wein, Wachs, Hühner, Eier, Heu, Stroh und etwas Geld; dazu kamen die freiwilligen Gaben der Leute. Was über das festgesetzte Einkommen hinausging, behielt der Graf für sich. Später hatte der erste Pfarrer in Winterthur noch manche Hilfsgeistliche. Erst im Jahre 1482 wurden die obere und untere Vorstadt, die Neustadt und die Mühlen von der Kirche in Oberwinterthur losgekauft.

3. Die Befestigung.

Anfänglich war Winterthur ein offener Ort. In alter Zeit entstanden häufig Fehden. Auf schnellen Rossen eilten die Feinde herbei, raubten die Waren der Kaufleute, plünderten die Lagerhäuser des Grafen, führten die Vorräte der Einwohner fort und steckten nachher die hölzernen Häuser in Brand. Um vor feindlichen Überfällen sicher zu sein, mußte Winterthur befestigt werden. Hiezu reichten sich der Graf und die Bewohner die Hand. Zuerst wurde um die Hauptstraße und die Nebengassen eine *Mauer* errichtet. Sie war hoch und dick. Die Leute holten Rollsteine aus der Töb, brachen am Heiligenberg Sandsteine und schleppten aus der Umgebung Findlinge herbei. Der Graf lieferte aus dem Eschenberg das nötige Holz und belohnte die Maurer und andere Handwerker; denn er hatte nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, seinen Ort zu befestigen. Als die Mauer erstellt war, errichtete man inwendig oben den *Umlauf* oder *Rundgang*. Da konnte man den Feind bei einer Belagerung



Aus dem Neujahrsblatt der Feuerwerkergesellschaft Zürich. 1814.

gut beobachten und zur Verteidigung bei einem Sturme Steine, heißes Wasser und siedendes Pech in Bereitschaft halten. Zur Verteidigung leistete auch der Turm auf dem Büel gute Dienste. Oben und unten an der Hauptgasse (Marktstraße), die zum ersten Male im Jahre 1244 genannt wird, baute man feste steinerne *Bogen* und versah sie mit starken Toren aus Eichenholz. Diese wurden nachts geschlossen; so waren die Leute sicher wie in einer Burg und wurden deshalb *Burger* genannt. Da gab es im Jahre 1249 schon ein *Wirtshaus*. Die *Mauern* sind für das Jahr 1255 bezeugt; aber es dauerte über hundert Jahre, bis die Ummauerung vollständig war. Im Anfang hatte es an manchen Stellen nur Pfahlwerk (Pallisaden). Mit Einwilligung des Grafen gab Winterthur im Jahre 1263 einen Acker hin gegen das Recht, in einem Garten am Heiligenberg Steine zu brechen. Später wurde den Burgern erlaubt, inwendig an die Umfassungsmauer Häuser zu bauen, jedoch mußten die Fenster hoch oben errichtet werden.

Aber mit der Ringmauer war die Befestigung nicht fertig: es mußte auch noch ein tiefer, breiter *Graben* rings um den Ort erstellt werden. Hierbei leisteten sich Herr und Bewohner gegenseitig Hülfe. Der Graf schenkte den nötigen Boden und befreite ihn von den Grundzinsen. Die Leute arbeiteten im *Gemeinwerk*, d. h. jeder Bürger mußte der Reihe nach in Abteilungen ein paar Tage in der Woche bei der Grabung mit-helfen. War einer durch Krankheit oder Abwesenheit daran verhindert, so hatte er auf seine Kosten einen tüchtigen, kräftigen Stellvertreter zu schicken. Auch bei diesem Werke dauerte es lange, bis der Graben ringsum vollendet war. In Kriegszeiten wurde es sogar nötig, daß Sonn- und Werktags nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Knaben den Graben vertiefen und erweitern mußten. Wenn die Not groß war, leitete man die Eulach hinein, so daß der Ort mit Wasser umgeben war und der Feind nicht eindringen konnte. Später legte man an sonnigen Stellen im Graben Gärten an und pflanzte da Blumen und Gemüse. Andere Teile wurden eingehegt; es wuchs Gras, und da weideten friedlich Rehe und

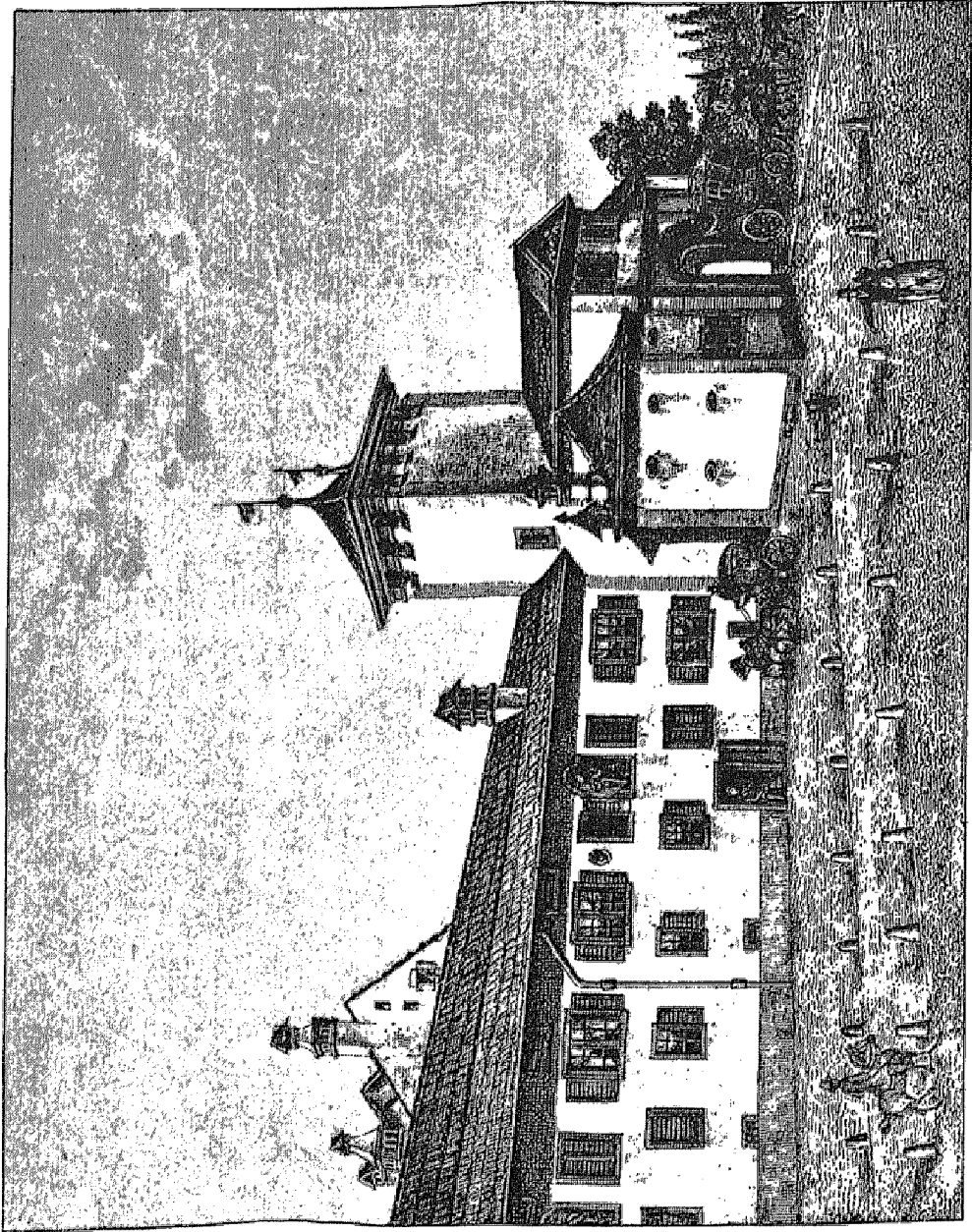
Hirsche zum Ergötzen der Einwohner. Tiefe Orte des Grabens wurden zu Weihern vergrößert, wo zahlreiche Fische spielten und im Winter die Jugend sich auf dem Eise belustigte. Der älteste Graben umfaßte die Stadthausstraße, den Neumarkt, die Kasernenstraße und den jetzigen Graben.

Bei der Erstellung des Grabens wurde viel Erde ausgeworfen; diese führte man nicht fort, sondern man bildete mit ihr einen niedern Hügel, der rings um den Ort ging. Das war der *Wall*, der auch sehr zur Verteidigung diente; denn er schützte die Mauern gegen das Sturmzeug: Sturmböcke, Widder und Bliden. Vor dem obern und untern Bogen war je im Wall eine Lücke und über den Graben eine Brücke, so daß man ebenen Fußes von und zu der Hauptgasse und dem Markte gehen und fahren konnte. Bei hoher Strafe war es untersagt, aus dem Graben über die Mauer zu steigen. Wenn ein Bürger das Verbot übersah, so wurde er verbannt oder mußte eine große Geldbuße bezahlen.

4. Die Vergrößerung des Ortes.

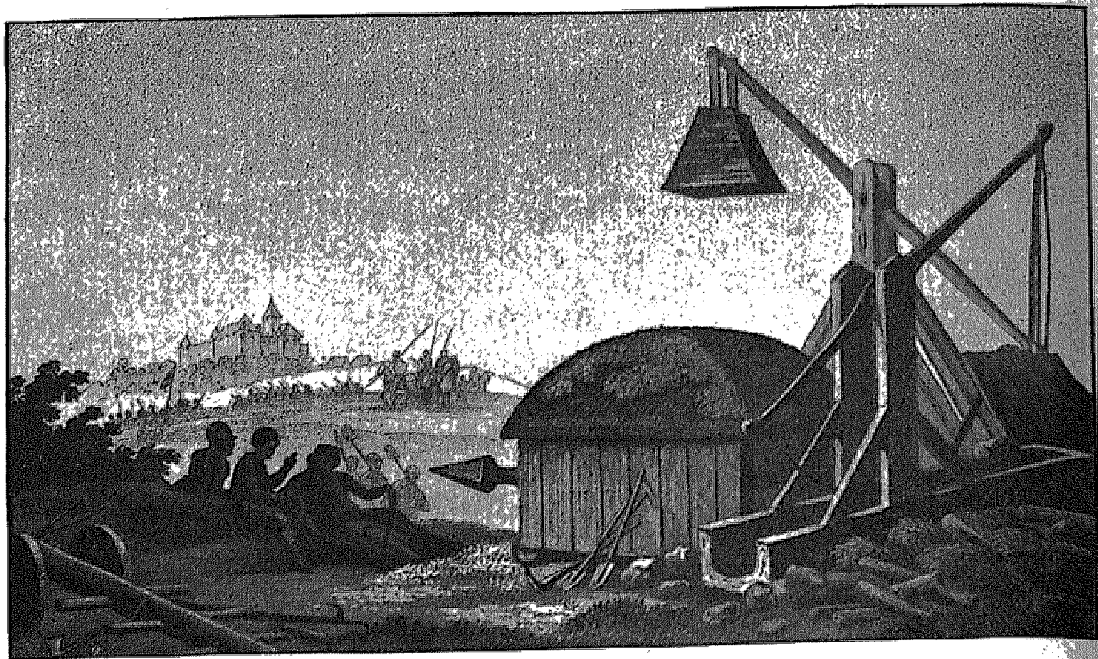
Durch Erbschaft gelangten die Grafen von Kyburg zu großem Reichtum; sie waren die mächtigsten Herren im Schweizerlande und sorgten dafür, daß Winterthur immer größer wurde. Immer mehr zogen adelige Dienstmannen, Kaufleute und Handwerker in den Ort, so daß nicht mehr alle innert der Ringmauer Platz hatten; deshalb bauten sie ihre Häuser an der Hauptstraße vor dem obern und untern Bogen, wo die Kelhöfe, Huben und Widmen standen. Aber nur die Leute, die innerhalb des Grabens in der Altstadt wohnten, hatten Marktrecht und waren vor feindlichen Überfällen sicher. Die Einwohner, die außerhalb wohnten, drängten deshalb darnach, daß sie auch mit Wall, Graben und Mauer umgeben wurden, und der Graf unterstützte ihr Begehren. So entstanden die *obere* und *untere Vorstadt* und die *Neustadt*, die beiden ersten schon vor dem Jahre 1260.

Die neuen Zugänge im Osten und Westen mußten wieder befestigt werden; man baute starke Türme mit dicken



Obertor. (Von einem Reklamebild des Gasthofes zum „Wilden Mann“.)

Mauern: das *Obertor* und *Untertor*. Auch die Nebengassen wurden mit festen Türmen versehen; es entstanden das *Schmidtor* und das *Steigtor*. Anfänglich verblieben die Gräben zwischen der Altstadt und den Vorstädten. Als sie später ausgefüllt wurden, mußte man neue Tore errichten: das *Nägeltor* beim Stadthaus und das *Holdertor* beim Gasthof zum „Löwen“. Beim jetzigen Schlachthaus war das *Königstor*, und der ausgefüllte Platz in der Nähe wurde als *Rindermarkt* benutzt, jetzt *Neumarkt*. Zur bessern Verteidigung erstellte man später da, wo heute die Platanenstraße ist, noch zwei Türme, den *Hexenturm*, der als Gefängnis diente, und den *Judas* (bei der jetzigen Kaserne), in dem das Pulver aufbewahrt wurde. Der alte, obere Bogen war der Versammlungsort der Bürger und hieß die *Oberstube*. Im untern, alten Bogen wurden die Übeltäter eingesperrt; deshalb erhielt er den Namen *Käfigtor*. Im Jahre 1529 verfertigte Lorenz Liechi für denselben eine große, sehr kunstreiche Uhr, die jetzt noch im Stadthaus aufbewahrt wird; daher kam der Name *Zeitglockenturm*. Von 1835 bis 1871 wurden die Türme niedrigerissen, mit dem Schutt die Gräben ausgefüllt und die Ringstraßen angelegt.



Belagerungsmaschinen vor Einführung der Feuergeschütze.
 Links: Torbrecher. Mitte: „Katz“ mit Mauerbrecher. Rechts: Wurfmaschinen.
 Im Hintergrund die Kyburg.

Die Empörung Winterthurs 1264.

Die Winterthurer waren mit ihrem Herrn, dem Grafen Hartmann dem Ältern von Kyburg, nicht zufrieden. Er hatte die Stadt seiner Frau, der Gräfin Margareta von Savoyen, vermacht und dieser auch das Recht gegeben, daß sie und ihre Leute im Walde Eschenberg das nötige Holz zum Bauen und Brennen holen konnten. Besonders war ihnen auch die Burg auf dem Heiligenberg verhaßt. Im Frühjahr 1264 bewaffneten sie sich, versagten dem Grafen den Gehorsam und zerstörten seinen festen Turm auf dem Büel. Darüber war Hartmann sehr erbittert; aber er war alt, schwach und krank und konnte deshalb Winterthur nicht züchtigen. In seiner Not rief er seinen Neffen, den tapfern Grafen Rudolf von Habsburg, zur Hülfe herbei. Rudolfs Mutter war eine Schwester des Grafen Hartmann und hieß Heilwig.

Der Habsburger, der in Zürich weilte, erschien bald mit vielen Kriegern in Winterthur und nahm die Auführer ge-

fangen. Diese baten um Gnade und brachten ihre Klagen vor. Rudolf war nicht allzu strenge mit ihnen; die Stadt mußte eine große Summe Geldes als Buße bezahlen. Dann versprach er Winterthur, der Winturm auf dem Büel dürfe nicht mehr aufgebaut werden. Er erneuerte und bestätigte den Bürgern ihr früheres Stadtrecht und schenkte ihnen den Eschenberger Wald zur Nutznießung. Jede Familie war berechtigt, dort das nötige Holz zum Kochen, Heizen und Bauen zu beziehen. Damit waren die Winterthurer wohl zufrieden; sie leisteten dem Grafen Rudolf von Habsburg am Albanitage (21. Juni) 1264 den Eid der Treue und des Gehorsams. Seither wurde dieser Tag alljährlich festlich begangen. Die Bürger versammelten sich in der Kirche, wählten die Stadtbehörden, huldigten ihnen und erhielten für ihre Mühen ein Geschenk, aus Wein und Brot bestehend. Das war der Albaniwein.

Am 27. November 1264 starb der Graf Hartmann von Kyburg im Schlosse Mörsburg und wurde im Kloster Wettingen begraben. Er hinterließ keine Kinder; deshalb erbte sein Schwestersonn Rudolf von Habsburg die Grafschaft Kyburg mit Winterthur. So stand die Stadt zuerst unter kyburgischer, dann unter habsburgischer Herrschaft. Als Rudolf von Habsburg Deutscher König geworden war, eroberte er das Land Österreich und gab es seinen Söhnen zur Regierung. Nach seinem Tode erbten diese, die Herzoge von Österreich, auch die Grafschaft Kyburg mit Winterthur. So wurde Winterthur eine österreichische Stadt.

Rudolf von Habsburg mit der langen Nase.

Als Rudolf von Habsburg noch Graf war, wohnte er eine Zeitlang in der Kyburg. Das vernahmen die Freiherren von Regensburg, die ihm feindlich gesinnt waren, weil sie auch Teile der Grafschaft Kyburg erben wollten, und sagten zueinander: „Diesmal soll uns der elende Graf nicht entweichen; wir wollen ein Netz spannen, ihn fangen und ihm seine lange Nase kürzer machen.“ Diese Worte hörte zufällig ein Dummkopf. Sofort eilte er nach Kyburg, klopfte stark an das Tor und wurde eingelassen. Man führte ihn vor den Grafen Rudolf, der bei Tisch saß. Der Schläuling schaute ihm ins Gesicht und sprach: „Deine Nase ist doch nicht so lang, wie meine Herren von Regensburg gesagt haben.“ Da fragte Rudolf, was diese Rede zu bedeuten habe. Der läppi-sche Gesell gab zur Antwort: „Man will dir die Nase zerhacken.“ Nun merkte der Graf den Plan seiner Feinde. Sofort rüstete er seine Krieger und ritt gegen Regensburg. Unterwegs begegnete er seinen Gegnern und schlug sie in die Flucht. Nun hatten sie die lange Nase.

Rudolf von Habsburg wurde nicht böse, wenn man einen Spaß machte. Als er König war, hielt er sich einige Zeit in Zürich auf. Eines Tages stand er da mitten unter seinen Kriegern in einer engen Gasse. Viele Leute eilten herbei, um ihn zu sehen. Da rief ein Mann aus dem Volke: „Die lange Nase des Königs ist mir im Wege; ich kann nicht hindurch kommen.“ Da drückte der König seine Nase auf die Seite und machte ihm Platz. Dann schritt der Mann durch die Gasse, und alle Leute lachten laut und der König auch.

9,7.17.00

Das Stadtrecht von 1264.

Als erstes Recht verlangte der freie Germane, mit seiner Familie ungestört und unbeschädigt von andern Leuten im Frieden zu leben. Der Friedbruch wurde streng bestraft. Wer in ein umzäuntes, eingefriedetes Gut, Haus oder Hof



Das große Stadtsiegel (ungefähr seit 1290).

unerlaubt eindrang, mußte eine hohe Buße entrichten. Die ummauerte Stadt glich einer Burg; sie hatte einen besondern Frieden, den Burg- oder Stadtfrieden. Ein Vergehen oder Verbrechen innerhalb der Mauern oder des Stadtgebietes wurde mit einer höhern Strafe belegt als in einem Dorfe.

In den Stadtrechtsbriefen wurden die Rechte, Pflichten und Freiheiten der Bürger auf Pergament aufgeschrieben. Das Stadtrecht, das der Graf Rudolf von Habsburg den Winterthurern im Jahre 1264 gab, bestimmte im Eingange, wie groß das Gebiet war, das eine besondere Rechtsordnung und einen besondern Frieden hatte. Das war der *Friedkreis*. Er ging vom äußern Walle der obern Vorstadt bis zu dem frühern Turme auf dem Büel, von da in gerader Linie zur Kirche auf

dem Heiligenberg (Sekundarschulhaus), von hier zu dem Widebrunnen (Lagerhaus), dann an den Steg über die Eulach (Schlangemühle) und von da über St. Georgen durch die Wiesen und Gärten zurück zum obern Tor. Alles Land, das innerhalb dieser Grenzen lag, hatte *Marktrecht* und *Stadtrecht*. Der Graf erweiterte somit das Gebiet des Friedkreises, indem er die Vorstädte, umliegenden Wiesen und Gärten und einige Weinberge mit diesem Rechte begünstigte. Er trat ferner an den Ort folgende Rechte ab: Der Bezug von Zoll, die Bestimmung von Maß und Gewicht, die Sorge für Ordnung und Sicherheit auf dem Markte und im Verkehr.

Der Herr hatte das Recht, nach dem Tode seiner Leibeigenen aus deren Nachlasse das beste Stück Vieh oder das schönste Kleid wegzunehmen. Das war der *Fall*. Der Graf verzichtete nun auf dieses Recht bei allen Eigenleuten, die innerhalb dieses Friedkreises wohnten und Kinder oder Erben hatten.

Es war den Leibeigenen, die zwei verschiedenen Herren gehörten, verboten, sich zu heiraten. Taten sie es doch, so konnte der Herr die Ehe auflösen oder ihnen ihre Güter wegnehmen oder ihnen eine hohe Buße auflegen, und ihre Kinder gingen des Erbrechtes verlustig. Wenn freie Leute Leibeigene heirateten, so wurden ihre Kinder auch leibeigen. Das war die *Ungenossame*. Von allen diesen Strafen befreite nun der Graf die Winterthurer. Ihre Söhne und Töchter bekamen das Recht, sich zu verheiraten, wo, wie und mit wem sie wollten, und die Ungleichheit des Standes oder der Herren hatte für sie keine schlimmen Folgen.

Wurde ein Leibeigener Bürger der Stadt und von seinem Herrn während eines Jahres und eines Tages zu keiner Dienstleistung aufgefordert, so war er ein *freier Mann*. Die Stadtluft machte frei. Doch mußte der Stadtherr bei der Aufnahme eines Leibeigenen ins Bürgerrecht seine Zustimmung geben. Zog ein Freier in das Dorf eines Herrn und wohnte da Jahr und Tag, so verlor er die Freiheit, in der Stadt aber nicht. Die Landluft machte unfrei. (In der Stadt gab es also freie

und unfreie Leute, aber die letztern näherten sich immer mehr den erstern.)

Übeltäter verloren die Huld, Gnade und Gunst des Stadtherrn und mußten ihre Vergehen mit einer schweren Buße sühnen. Sie wurden so lange aus der Stadt verbannt, bis sie das Geld entrichtet hatten. Konnten sie es nicht bezahlen, so wurde ihnen die rechte Hand abgehauen. Die hohe Gerichtsbarkeit (die Bestrafung schwerer Vergehen) hatte sich somit der Graf vorbehalten.

Rudolf von Habsburg, der im Jahre 1273 Deutscher König geworden war, verlieh den Winterthurern um der treuen Dienste willen, die sie ihm geleistet hatten, auf ihre Bitten hin noch andere Freiheiten. Sie konnten wie Adelige Lehen empfangen, besitzen und weiter verleihen; sie wurden also den Edelleuten gleichgestellt. Die Kyburger Lehen konnten die Töchter wie die Söhne erben. Die Bürger durften nur von ihren Schultheißen vor Gericht geladen werden. Um ihr Einkommen zu vermehren, suchten die Priester jener Zeit mehrere Pfarrstellen zu erlangen. So hatte auch Winterthur Pfarrherren gehabt, die einige Pfründen besaßen, deshalb häufig abwesend waren und ihren Gottesdienst durch Hülfsgeistliche versehen ließen. Das war der Bürgerschaft unangenehm; darum mußte ein neuer Kirchherr schwören, er wolle stets in Winterthur wohnen und keine andere geistliche Stelle übernehmen (1275).

Der Schultheiß.

Der Graf von Kyburg bezog von Winterthur viele Einnahmen. Um das Jahr 1260 entrichteten die 15 Huben dem Herrn jährlich 91 Mütt Kernen und 15 Mütt Gerste für Bier (eine Mütt = 82 Liter); ferner 15 Schweine und 30 Eier. Die Äcker, Wiesen und Baumgärten vor der Stadt lieferten ebenfalls Zinse, die in Bodenerzeugnissen (Naturalien) bestanden. Die Krämer, Bäcker, Metzger, Wirte, die innerhalb der Mauern wohnten, mußten als Steuer bares Geld geben. Ein Bürger hatte auch den Zoll einzuziehen. Der Graf wählte einen geschickten, treuen und ergebenen Eigenmann, der alle diese Abgaben einsammeln und dem Stadtherrn einhändigen mußte. Das war der *Ammann*. Da er ebenso dafür zu sorgen hatte, daß die Schulden bezahlt wurden, führte er auch den Namen *Schultheiß*. Er war der Stellvertreter (Statthalter) des Grafen; er war das Haupt der Stadt (Stadtpräsident). Ohne seine Zustimmung durfte nichts Wichtiges in der Stadt vorgenommen werden. Mit seinem Leibe und seinem Gute war er dem Herrn verantwortlich, daß der Graf keinen Schaden erlitt und die Bürger ihm treu blieben. Wer sein Haus oder andere Güter verkaufen oder verpfänden wollte, mußte dieses dem Schultheißen anzeigen. Er richtete über Geldschulden, Diebstahl und geringe Frevel. In späterer Zeit wurden ihm zur Urteilsfindung geschickte Männer beigegeben. Es entstand das *Schultheißen-* oder *Stadtgericht*.

Von 1230 bis 1249 war *Heinrich* und von 1252 bis 1272 *Rudolf von Winterthur* Schultheiß. Später bekleideten die Herren von *Sal* lange Zeit dieses Amt. Die Bürger waren unzufrieden, daß der Graf einen beliebigen niedern Adligen zum Schultheißen bezeichnen konnte. Sie erlangten das Recht, daß der Stadtherr nur einen solchen Schultheißen wählen durfte, der ihnen gefiel und zu dem sie ihre Zustimmung gaben; später durften sie aus ihrer Mitte den ersten Beamten der Stadt selbst wählen, und der Herr hatte ihn nur zu bestätigen. Wenn aber in der Bürgerschaft Streit entstand, oder sie ab-

trünnig wurde, so verlor die Stadt das Wahlrecht, und die Herrschaft setzte wieder einen Schultheißen ein.

Die Bürger der Stadt mußten nicht nach auswärts in den Krieg ziehen, sondern hatten nur die Stadtmauern zu verteidigen. Die Ritter waren verpflichtet, den Grafen auf seinen Reisen zu begleiten und für ihn auch in die Ferne in den Kampf zu gehen. War der Schultheiß ein Ritter, so hatte dies zur Folge, daß die Stadt oft längere Zeit ohne Oberhaupt war und die Rechte stillstanden. Darüber beklagten sich die Bürger. Im Stadtrechtsbriefe von 1264 erließ deshalb Rudolf von Habsburg die Bestimmung, es dürfe nur ein solcher Bürger zum Schultheißen gewählt werden, der weder Ritter sei noch nach der Ritterwürde strebe.



Rat und Gemeinde.

In Winterthur gab es eine Anzahl reicher Bürger, die bei der Herrschaft in besonderer Gunst und großem Ansehen standen. An sie wandten sich die Grafen von Kyburg in allen wichtigen Dingen, welche die Stadt betrafen; sie waren die rechten, treuen Ratgeber der Oberhand. Bei Verträgen und Verschreibungen der Stadtherren mußten sie als Zeugen erscheinen. Das waren die ratsfähigen Geschlechter; von 1230 bis 1254 hießen sie: Liebeherz, Schorn, Steheli, Glur, Pleto, Gevetterli, Zoller, Kloter, Tagelswang, Forster, Wezel, Zwieherr, Hoppeler usw. Aus ihnen wählte die Herrschaft den *Rat*, der aus sieben Mitgliedern bestand und dessen Amtsdauer ein Jahr betrug. Aber den Grafen war es lästig, alljährlich die Wahl vorzunehmen; deshalb wählte der *alte Rat* den *neuen*. Gefiel der Herrschaft ein in die Behörde vorgeschlagener Bürger nicht, so erhob sie Einsprache. Bei wichtigen Beschlüssen mußte der alte Rat seine Zustimmung erteilen.

Der Rat verwaltete: Zoll, Markt, Taverne (Gasthausrecht), Maß und Gewicht, die niedere Gerichtsbarkeit. Er übte die Ortspolizei aus. Er hatte die Aufsicht über die städtischen Bauten, die Feuereinrichtungen und das Löschwesen, über den Kauf und Verkauf von Lebensmitteln, über die Sitten (Spielen, Nachtruhe), über Handel und Gewerbe, über die Befestigung der Stadt und die richtige Bewaffnung der Bürger. Überhaupt lag ihm alles am Herzen, was zum Wohle der Stadt diente. Darum hatte er auch das Recht, alle Bürger, die seine Verordnungen übertraten, mit Bußen zu belegen.

Nach und nach kamen die Einwohner zur Einsicht, der Rat habe nicht nur den Nutzen der Herrschaft, sondern auch das Wohl der Bürger im Auge zu behalten. Sie setzten es durch, daß nicht nur die vornehmen Geschlechter, sondern auch jeder andere Bürger ein Anrecht auf eine Ratsstelle habe. Sie wollten es verhindern, daß der Rat Beschlüsse fasse, die ihnen nicht gefielen. Es wurde eine neue Behörde errichtet: der *Große Rat*, der aus 40 Mitgliedern bestand und deshalb



*Jacobus Meierus Vitoduranus Ecclesiae patriae
pastor, primusq, et Scholae instauratae Rector et Bib-
liothecae civicae Bibliothecarius. N.º 1708. Aetat. 79.*

Ad tumulum pergit corpus, quod sculptile cernis.

Haec oculis tantum permanet umbra, tuis

At mens quae latitat, cum corpore nescia pingi

Spernit triste solum, pergit adire polum.

Felix Meyer pinxit

J. G. Seiller Scaphysian, Sculptor

Stadtpfarrer in Amtstracht. 1708. (Von Felix Meyer.)

auch die Vierzig genannt wurde. Im Anfang wählte der Kleine Rat den Großen Rat; aber in wichtigen Dingen mußte der letztere seine Zustimmung geben, sonst hatte der Beschluß des Kleinen Rates keine Gültigkeit. Endlich, nach langer Zeit, fragten die Bürger bei den Stadtratswahlen der Herrschaft nichts mehr nach und wählten die Mitglieder frei nach ihrem Belieben.

In wichtigen Angelegenheiten der Stadt konnten die Räte nicht schalten und walten, wie sie wollten. Die Herrschaft stand über ihnen und hatte ihre Anordnungen zu genehmigen. Aber auch die Bürger waren nicht ganz rechtlos. In Dingen von großer Bedeutung: bei Verträgen mit andern Städten, bei Verkauf oder Tausch von Teilen der Allmend, bei neuen Bauvorschriften usw. mußte ihre Zustimmung eingeholt werden. Das geschah in Versammlungen der Bürger, das war die *Gemeinde*.

Der Kampf bei Sankt Georg.

(13. April 1292.)

König Rudolf von Habsburg eroberte das Herzogtum Österreich und gab es mit der Grafschaft Kyburg seinen Söhnen Albrecht und Rudolf. So wurde Winterthur eine österreichische Stadt. König Rudolf stellte Ordnung und Sicherheit im Lande her; aber er war habgierig, ländersüchtig und drückte die Einwohner mit hohen Steuern; deshalb war er vielorts nicht beliebt. Er starb am 15. Juli 1291. Am 1. August gleichen Jahres schlossen Uri, Schwyz und Unterwalden einen Bund wider Österreich. Das ist der erste Schweizerbund.

Die Stadt Zürich, der Bischof von Konstanz und der Abt von St. Gallen schlossen ebenfalls ein Bündnis gegen Österreich. Sie wollten die Stadt Winterthur erobern. Unter der Anführung des Grafen Friedrich von Toggenburg zogen die Zürcher vor Winterthur und lagerten sich bei Sankt Georgen. Der Bischof von Konstanz hatte ihnen versprochen, mit einem Heere zu Hilfe zu eilen. Der Ort kam in große Not; denn eine Seite der Befestigung bestand noch aus Holz und um die untere Vorstadt mußte in aller Eile ein tiefer Graben erstellt werden. Viele Frauen und Kinder standen auf den Mauern und Dächern, und ihr Jammergeschrei erfüllte die Luft.

Von Schaffhausen und andern Orten kamen Adelige mit ihren Kriegsknechten nach Winterthur, um die Stadt zu verteidigen. Ihr Hauptmann war Graf Hugo, der Einäugige, von Werdenberg, ein tapferer, listiger Mann. Durch einen Boten schickte er den Zürchern einen falschen Brief, Konstanz werde bald anrücken. Dann zog er in aller Stille und Heimlichkeit in der Nacht mit seinen Rittern aus, machte einen großen Umweg und erschien um die Mittagszeit am Westrande des Lindberges. Er zeigte den Zürchern eine Fahne, die dem Banner des Bischofs ähnlich war und die Ritter hatten Schilde, auf welchen das Konstanzer Wappen gemalt war. Winterthur gab er ein Wortzeichen.

Nun meinten die Zürcher, die Hilfe sei gekommen und griffen die Stadt an. Sie ließen die feindlichen Ritter ganz nahe herankommen. Plötzlich begannen diese den Kampf und die Winterthurer machten einen Ausfall. So wurden die Zürcher von zwei Seiten eingekeilt. Nun sahen sie ein, daß man sie getäuscht hatte. Voll Schrecken und Entsetzen ergriffen sie die Flucht. Die zu Pferd konnten entrinnen, unter ihnen mit knapper Not unter Hülfe seiner Diener, der Graf von Toggenburg. Viele wurden erschlagen; die vornehmen Toten führte man nach Zürich; etwa 80 wurden in einer großen Grube beim Kloster Töb beerdigt. Tausend Mann kamen in Gefangenschaft; doch wurde ihnen gestattet, in Fußfesseln und Handschellen herumzugehen. Der Bischof von Konstanz war am rechtzeitigen Erscheinen verhindert, weil die Thur hoch angeschwollen war und die Brücke bei Frauenfeld weggerissen hatte.

Im August 1292 kam Herzog Albrecht nach Winterthur und schloß mit Zürich Frieden. Die Gefangenen wurden freigelassen. Er belohnte die Treue der Stadt Winterthur, indem er sie für sechs Jahre von jeder Steuer befreite. Mit dem Gelde sollte die Befestigung verbessert werden; auch die österreichischen Adligen erhielten für ihre Kriegsdienste eine Entschädigung.

Das Frauenklösterlein zur Sammlung in Winterthur.

(1260—1523.)

Im 13. Jahrhundert zeichneten sich viele Leute durch große Frömmigkeit und Mildtätigkeit aus. In Veltheim, bei Sankt Georg am Feld, in der Wildnis an der Töß und auf dem Eschenberg lebten in kleinen Hütten fromme Frauen, jede für sich allein, und suchten Gott zu dienen. Diese Einsiedlerinnen hießen Beghinen. Nachdem Winterthur eine Stadt geworden war, suchten sie Schutz innerhalb der Ringmauer und wohnten beisammen in einem Hause; daher kam der Name Sammlung. Im Jahre 1260 erhielten sie vom Bischof von Konstanz das Recht, frei eine Vorsteherin (Priorin) zu wählen. Die Frauen, Schwestern genannt, hatten die Pflicht, zu bestimmten Stunden Gebete zu verrichten und geistliche Lieder zu singen. In der freien Zeit lagen sie der Handarbeit ob; sie spannen und woben Flachs, Hanf und Wolle und fertigten daraus ihre Kleider selbst. Ihr Gewand bestand aus einem weißen Rock mit schwarzem Mantel. Wenn sie in die Kirche gingen, trugen sie einen schwarzen Schleier.

Schultheiß und Rat hatten die Aufsicht über das Klösterlein und waren verpflichtet, es zu schützen; im Jahre 1311 gaben sie ihm genaue Vorschriften. Beim Eintritt mußte jede Schwester eine Summe Geldes zur Aussteuer bezahlen; umsonst wurde niemand aufgenommen. War eine Klosterfrau ungehorsam und trat aus, so verlor sie das eingebrachte Gut. Der Rat wählte einen Pfleger oder Schaffner, der das Vermögen der Sammlung verwalten mußte.

Die Schwestern, deren Zahl anfänglich 12 nicht übersteigen durfte, sollten ihren Wohnsitz stets in Winterthur haben. Ihr Haus, das der Rat ihnen im Jahre 1311 gekauft hatte, stieß an den Kirchhof in der Stadt und bot wenig Raum; deshalb schenkte ihnen die Witwe des Ritters Eberhard von Eppenstein ihr eigenes Haus an der Ringmauer (am Neumarkt) mit Garten und Scheune unter der Bedingung, daß

in demselben eine Kapelle gebaut werde, in der man Gottesdienst halten könne. Gehe das Klösterlein ein, so falle das Gebäude dem Spital zu (1336).

Die Sammlung stand im Rufe großer Frömmigkeit; deshalb erhielten die Frauen zu ihren Aussteuern von gottesfürchtigen Leuten noch viele Geschenke und Vergabungen, die in Zinsen von Äckern, Wiesen, Weingärten und in Zehnten bestanden. So gelangte das Klösterlein zu Reichtum. Das Wohnhaus wurde umgebaut und eine neue Kapelle errichtet; aber dadurch gerieten die Schwestern mit den Nachbarn in Streit. Wohlhabend geworden, vernachlässigten die Frauen den Gottesdienst und einige gaben sich einem bösen Leben hin; auch wollten sie dem Rate keine Einsicht in ihr Vermögen geben. Da brach ein heftiger Streit aus, in dem die Stadtbehörde das strenge Gebot erließ, das Klösterlein ganz abzusperrn. Niemand durfte den Frauen mehr Getreide mahlen, Brot backen, Wasser liefern, noch sonst irgend einen Dienst leisten (1515). Da kehrten die Schwestern den Spieß um und beschlossen, nach Flaach auszuwandern. Das war dem Rate auch nicht recht; deshalb nahm er seinen harten Befehl zurück und die Sammlung verblieb am alten Orte.

Mit der Einführung der neuen Lehre wurden die Klöster im Kanton Zürich aufgehoben. Der Rat löste die Sammlung, die ihm schon lange ein Dorn im Auge gewesen war, auf. Die Schwestern erhielten ihre Aussteuern zurück. Das Vermögen der Anstalt verwendete man zur Linderung der Not von Armen und Unglücklichen. Das Haus wurde zum untern Spital eingerichtet (1523).

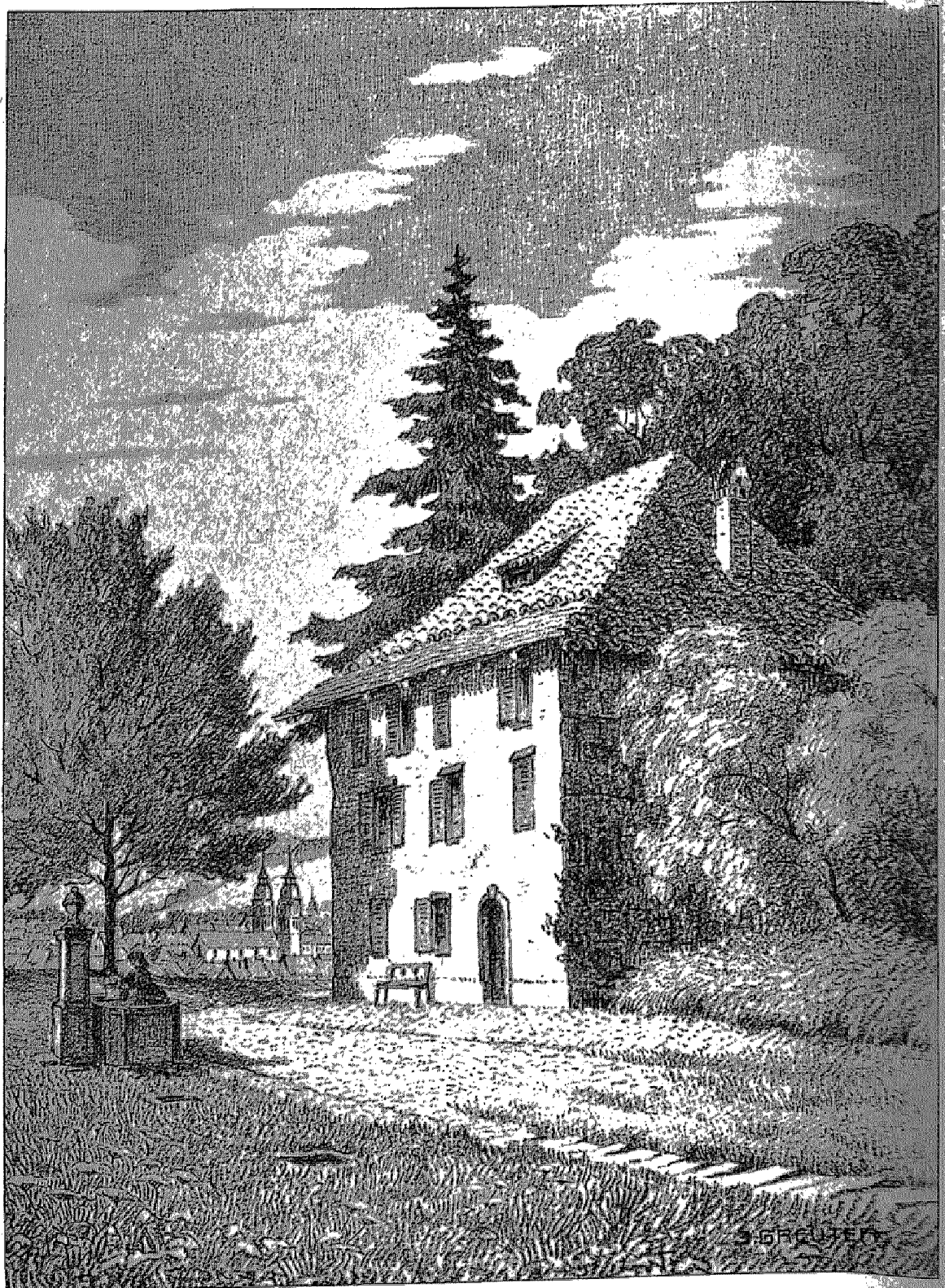
Das Chorherrenstift Heiligenberg.

(1225—1525.)

Auf der aussichtsreichen Anhöhe südlich von Winterthur ließ der reiche Graf Ulrich von Kyburg um das Jahr 1225 auf seinem Boden eine Kirche erbauen und dem heiligen Jakob weihen; sie wurde deshalb Sankt Jakobskirche genannt. In der Nähe erstellte man auf seine Kosten kleine Häuser, in welchen anfänglich vier, später sechs Geistliche wohnten und Gottesdienst hielten. Damit die Priester ohne Nahrungsorgen leben konnten, versah sie der mächtige Graf mit Einkünften, die aus Kernen, Haber, Wein und etwas Geld bestanden und die verschiedene Höfe in Seen alljährlich zu liefern hatten. Sie hatten ferner das Recht, im Eschenberger Walde das nötige Holz ohne Bezahlung zu holen. Die Anstalt erhielt den Namen *Heiligenberg* und war Eigentum des Kyburger Grafen; er wählte die Geistlichen und hatte da seine Begräbnisstätte. Dieses Recht ging später an Rudolf von Habsburg und von diesem an die Herzoge von Österreich über.

Graf Ulrich gab den Geistlichen für ihre Tätigkeit Vorschriften (Statuten). Sie mußten für die gräfliche Familie beten, den Gottesdienst genau erfüllen und durften sich jährlich nicht länger als vierzehn Tage von ihrer Kirche entfernen. Das Stift Heiligenberg erlangte bald einen guten Ruf und ein hohes Ansehen und erhielt deshalb von den Bürgern der Stadt Winterthur und den Adeligen in der Umgebung viele Vergabungen. Dafür mußten die Priester alljährlich am Todestage der Wohltäter beten; das waren die Jahrzeiten. So erlangte das Gotteshaus Güter, Zinse und Zehnten in Oberwinterthur, Seen, Veltheim, Seuzach, Wiesendangen, Elsau, Eidberg, Illnau, Tagelswangen, Teufen, Buch am Irchel, Volken usw.

Im Jahre 1339 lag die Stadt Zürich mit ihrer Geistlichkeit im Streite. Als die Priester nicht mehr Gottesdienst halten wollten, wurden sie verjagt. Manche Mönche fanden auf dem Heiligenberg einen Zufluchtsort und wohnten da drei



Chorherrenhaus auf dem Heiligenberg (abgebrochen 1909), von J. Greuter.

Jahre lang. In einem Kriege fügte der Herzog Albrecht von Österreich den Zürchern viel Schaden zu; dafür verbrannten sie ihm das Pfrundhaus Sankt Jakob auf dem Heiligenberg; man baute es in zwei Jahren wieder auf. Im Jahre 1415 wurden die Gebäude auf dem Heiligenberg abermals eingeäschert.

Der Gottesdienst begann alle Tage morgens um 2 Uhr; er bestand aus sieben Teilen oder Zeiten und dauerte mit Unterbruch bis zum Abend. Die Priester mußten Gebete lesen und singen; wer es versäumte, zahlte eine Buße. Seit 1425 waren die Chorherren verpflichtet, auch noch dreimal wöchentlich in der Kapelle Sankt Georg Gottesdienst zu halten. Es kam vor, daß sie etwa ihre Pflichten vernachlässigten. Dies kam zu Ohren des Herzogs von Österreich, der den Rat in Winterthur beauftragte, auf die Geistlichen ein wachsameres Auge zu halten und darauf zu achten, daß sie die Vorschriften genau hielten. Würden sie in der Versäumnis fortfahren, so werde er das Stift mit andern Geistlichen besetzen (1457). Als die Anstalt unter die Obhut von Zürich gekommen war, mußten die Chorherren wieder ermahnt werden, genau den Kirchendienst zu besorgen und ein schlimmes Betragen zu meiden (1498).

Durch die vielen Kriege Österreichs mit den Schweizern war das Chorherrenstift in Armut geraten, so daß die Geistlichen kaum so viel Einkommen erhielten, um sich zu ernähren. In ihrer Not wandten sie sich an den Herzog von Österreich, der ihnen die Kirche in Buch am Irchel zur Vermehrung des Einkommens übergab (1444); später erlangten sie auch noch die Kirche in Schlatt am Schauenberg (1475).

Im Jahre 1525 wurde das Stift aufgehoben. Die Geistlichen erhielten ein Ruhegehalt. Das Vermögen und alles Gut gingen an die Stadt Zürich über. Im Jahre 1529 kaufte Winterthur den Heiligenberg mit Land und Gebäuden. Im Jahre 1530 wurde die Kirche Sankt Jakob niedergerissen und mit den Steinen baute man neue Häuser in der Stadt.

Winterthur während des Appenzellerkrieges.

(1403—1408.)

In alter Zeit gehörte das Ländchen Appenzell dem Kloster St. Gallen. Kuno, der Vorsteher dieses Gotteshauses, schickte in dieses Gebiet Vögte, welche die Leute mit Steuern und Abgaben hart plagten. Endlich riß der Geduldfaden der Hirten; sie zerstörten die Burgen und jagten die Vögte fort. Abt Kuno wollte das Bergvölklein zum Gehorsam zwingen; aber sein Heer wurde bei Vögelinseck in die Flucht geschlagen (1403). In seiner Not bat er den Herzog von Österreich um Hülfe, die ihm zugesagt wurde.

In Konstanz sammelte sich das österreichische Heer. Winterthur, dem Aufgebot des Herzogs Friedrich gehorchend, schickte dahin etwa 120 wohl ausgerüstete, mit Harnischen versehene Krieger; unter ihnen waren manche Bogenschützen. Ihr Hauptmann war der Schultheiß *Lorenz von Sal*. Am 17. Juni 1405 zogen die Österreicher von Altstätten im Rheintal den Berg hinauf ins Appenzellerland. Links lag ein Tobel, rechts eine Grashalde, die schlüpfrig war; denn es regnete stark. Endlich kamen sie an die Grenzmauer, die aus lose zusammengehäuften Steinen bestand. Da machten sie eine Öffnung und stiegen weiter hinauf gegen den *Stoß*. Als die Appenzeller genug Österreicher in die Falle hineingelassen hatten, fielen sie plötzlich über sie her und warfen und rollten Steine gegen sie. Die Winterthurer waren die vordersten; sie konnten mit den Armbrüsten nicht schießen, weil diese durch die Nässe unbrauchbar geworden waren. Nun flohen die Österreicher den Berg hinab; aber das Loch in der Letzmauer war zu eng; es entstand ein fürchterliches Gedränge, und viele hundert wurden da erschlagen. Winterthur hatte den größten Verlust: 95 Mann, darunter der Schultheiß, wurden getötet und 11 gefangen genommen. Die Appenzeller erbeuteten die Fahne, Waffen und Harnische. Als die Unglücksbotschaft eintraf, erfüllten Trauer und Wehklagen die Stadt.

Mit Einwilligung des Herzogs von Österreich wurde zum Schultheißen in Winterthur gewählt: *Götz Schultheiß* (1405, 28. Juni). Die Stadt befand sich in einer sehr schlimmen Lage. Es fehlte an Geld, Waffen und Lebensmitteln. Die Gläubiger in Basel, Straßburg und anderorts drängten auf Bezahlung der Zinse und Schulden. Die Witwen und Kinder der erschlagenen Bürger verlangten die Ausrichtung des Soldes. Die Toten sollten in Altstätten beerdigt, die Gefangenen gelöst werden. Götz suchte zu helfen, so gut er konnte; er lieh der Stadt Geld und Getreide.

Aber nun drohte eine neue Gefahr. Die Appenzeller wollten alle Untertanen von ihren Herren befreien. Im Jahre 1407 zogen sie in den Thurgau bis nach Ossingen und Andelfingen, verbrannten links und rechts von der Thur viele Dörfer und zerstörten die Burgen der Adeligen. Elgg mit dem Schloß, auch die Mörsburg, wurden in Asche gelegt, Frauenfeld belagert und die Kyburg besetzt. In großer Not und Angst zitterte Winterthur vor ihnen und bat deshalb Zürich um Schutz und Schirm. Dieses wurde gewährt. Am 2. September 1407 mußten Schultheiß und Bürger das Burgrecht mit Zürich beschwören. So wurde die Stadt gerettet.

Die übermütigen Appenzeller wurden bei Bregenz besiegt und mußten sich in ihr Land zurückziehen. Im Frühling 1408 erschien der österreichische Landvogt in Winterthur; er hob das Bündnis mit Zürich auf, nahm den frühern Schultheißen Götz gefangen, führte ihn nach Andelfingen und ließ ihn in der Thur ertränken. So mußte er wegen des Zürcher Burgrechtes allein büßen. Winterthur verblieb unter Österreich.

Winterthur, eine Reichsstadt.

(1417—1442.)

Im Jahre 1415 geriet der deutsche König Sigismund mit dem Herzog Friedrich von Österreich in Streit. Das königliche Heer nahm dem Herzog manche Städte weg, darunter auch Schaffhausen, Dießenhofen, Frauenfeld und Winterthur. Während dieses Zwistes wurden die Pfrundhäuser auf dem Heiligenberg verbrannt, und die Winterthurer äscherten drei Dörfer am Greifensee ein. Friedrich, aller seiner Güter beraubt, bat den König um Gnade, die ihm gewährt wurde.

Bald darauf brach der Streit zwischen König und Herzog wieder aus. Sigismund entriß dem Österreicher die Stadt Winterthur wieder und schenkte ihr die *Reichsfreiheit*, d. h. sie mußte nun nicht mehr dem Herzog, sondern nur dem Deutschen König gehorchen. Er versprach, sie immer beim Reiche zu behalten und sie nie zu verschenken oder zu verpfänden (1417). Gleichen Jahres erwies er der Stadt eine neue Gnade: er gab ihr das niedere und hohe Gericht. Der Schultheiß hatte nun das Recht, über das Blut zu richten und die daraus erzielten Einnahmen (Strafgelder) zur Befestigung der Stadt zu verwenden. So wurde ein Falschspieler, der mit dem Neunstein betrogen hatte, getürmt; nachdem er eine hohe Buße bezahlt hatte, erlangte er wieder die Freiheit. Ein Dieb kam auch in das Gefängnis; er hatte sein Leben verwirkt. Auf Bitten guter Freunde hin wurde er freigelassen. Zur Strafe wurde ihm aber ein Ohr abgehauen.

Nach einiger Zeit versöhnten sich die beiden Gegner, König und Herzog, und Winterthur sollte wieder österreichisch werden; aber es verharrete bei seiner Reichsfreiheit. Der Ort blühte rasch auf. Manche Adelige, Geistliche und reiche Bauern in der Umgebung kauften das Winterthurer Bürgerrecht. Mit dem Gelde wurden viele Schulden bezahlt und das Recht erworben, den Ertrag des Zolles für sich zu behalten. Am Rathause ließ man das Reichsschild malen.

König Sigismund behielt Winterthur in steter Gunst. Er befahl, daß man die Stadt nicht mehr schädige, indem man im Eschenberger Walde Holz umhaue oder das Wasser der Eulach von Waltenstein bis nach Winterthur abgrabe; auch müsse das Dorf Hettlingen immer zur Stadt gehören. Endlich gab er der Stadt Ulm und den Eidgenossen den Auftrag, Winterthur als Reichsstadt zu schützen. Doch hatte der Ort auch Lasten; er mußte alle Jahre die Reichssteuer bezahlen und sollte Krieger gegen die Türken schicken.

Nach dem Tode des Königs Sigismund kam ein Herzog von Österreich auf den deutschen Thron, er hieß Friedrich III. Er machte der Stadt Winterthur viele Versprechungen, wenn sie wieder österreichisch werde. Als sie nicht in den sauren Apfel beißen wollte, kam er im Herbst 1442 selber hieher. Er bestätigte ihr alle frühern Freiheiten und forderte sie auf, unter die österreichische Herrschaft zurückzukehren. Nachdem sie sich lange dagegen gewehrt hatte, gab sie endlich nach. Dafür erweiterte ihr der König den Friedkreis, nämlich: Vom Galgen (jetzt Galgenacker) in der Grütze an den Eschenberg; von da zum Stadtwalde; vom Walde herab gegen Töß; von den Häusern zu Töß hinüber an den Brüel zu den Weingärten und von hier zu der Teufelsmühle (beim Kindergarten auf der Schützenwiese); von da zum Kreuz an der Landstraße, dann an die Weingärten am Lindberg und von hier wieder zum Galgen.



Siechenhaus und Kapelle St. Georgen. (Von F. Hegi, 1813.)

Das Sondersiechenhaus zu Sankt Georg bei Winterthur.

In alter Zeit herrschte in unsern Landen eine schreckliche, sehr ansteckende Krankheit; es war der *Aussatz*. Die Leute wurden siech, d. h. es ergriff sie ein langwieriger, unheilbarer Verfall des Leibes. Auf der Haut der Unglücklichen zeigten sich zuerst mißfarbige, harte, schuppige Flecken. Aus diesen entwickelten sich Knoten, die in unheilbare Geschwüre übergingen. Die Glieder hatten keine Empfindung mehr und starben ab. So verloren die Aussätzigen nach und nach Haare, Nase, Ohren, Finger, Zehen, Hände und Füße, bis endlich der Tod sie nach 10 bis 20 Jahren von den Leiden erlöste. Die Krankheit war aus dem Morgenlande zu uns verschleppt worden; sie tritt da und dort jetzt noch auf.

In Winterthur trafen sich die Verkehrswege aus dem Thur- und Töbstale, vom Bodensee und Rhein und führten von hier nach dem wichtigen, aufblühenden Handels- und

Gewerbeplätze Zürich. Hier suchten deshalb nicht nur manche Kaufleute und Handwerksgesellen, sondern auch viele Bettler, fahrende Schüler, von Almosen lebende, herumziehende Sieche und Aussätzig Nahrung und Herberge. Die Einwohner waren somit stets in Gefahr, vom Aussatze ergriffen zu werden. Jetzt müssen Leute, die von einer ansteckenden Krankheit befallen worden sind, in das Absonderungshaus beim Kantonsspital verbracht werden. Ganz gleich mußte Winterthur ein Gebäude erstellen, in dem die Aussätzigen versorgt werden konnten. Wegen der Ansteckung durfte der Bauplatz nicht in der Stadt sein, sondern mußte außerhalb der Ringmauer liegen. Man wählte dazu das große Feld, das sich zwischen dem Schmidtor und Veltheim (Feldheim) ausbreitete. Zum Unterschiede von dem Spital, das in der Stadt lag, hieß diese Anstalt das *Sondersiechenhaus am Feld*, und die Insassen wurden die Feldsiechen oder die armen Kinder am Feld genannt. Das war ihr Verbannungsort.

Wegen der Ansteckungsgefahr durften die Aussätzigen nicht dem öffentlichen Gottesdienste in der Stadtkirche beiwohnen; auch war es verboten, sie auf dem gemeinsamen Friedhofe zu beerdigen. Die Einwohner waren aber so fromm, gottesfürchtig und mitleidig, daß es ihnen ein Unrecht schien, die Unglücklichen ohne kirchliche Nahrung zu lassen. In der Nähe des Siechenhauses ließen sie deshalb eine *Kapelle* mit einem Totenacker erstellen, wo ein Geistlicher der Stadt wöchentlich an zwei Tagen Gottesdienst halten mußte. Das Kirchlein wurde einem Schutzheiligen, dem Drachentöter Georg, zur Obhut übergeben. Um das Ganze ließ man eine hohe Mauer errichten, damit die Inwohner von der Außenwelt völlig abgeschnitten waren.

Der Grundherr der Stadt, der Herzog Rudolf von Österreich, der ein Sohn des Königs Rudolf von Habsburg war und in der Kyburg wohnte, schenkte am 24. Mai 1287 der neuen Versorgungsanstalt den Boden und befreite ihn von allen Zinsen. Sankt Georgen gehörte zu den ältesten Siechenhäusern der Schweiz. Da die armen Aussätzigen für die Aufnahme

und die lang andauernde Verpflegung nur wenig oder gar nichts bezahlen konnten, mußte die Anstalt mit sichern Einkünften versehen werden. Und da zeigte sich der edle, wohlthätige Sinn der Einwohner in schönster Weise. Frauen und Männer wetteiferten in *Vergabungen*. Häuser, Wiesen, Äcker, Weinberge wurden mit alljährlichen Zinsen, die in Geld und Naturalien bestanden, für das Sondersiechenhaus belastet. Dadurch erhielt die Anstalt die Mittel, mit welchen die Ausgaben für Nahrung, Kleidung, Wärter und ärztliche Hilfe für die Aussätzigen bestritten werden konnten. In den ersten Zeiten bestand das Essen der Siechen das ganze Jahr nur aus Mueß, Brot und Wasser. Dies schien barmherzigen Leuten nicht recht, und sie machten Schenkungen, damit die Unglücklichen von Zeit zu Zeit Fleisch und Wein und an Festtagen Kuchen, Butter, Ziger, Eier und Obst erhielten. So wurde die Anstalt nach und nach reich.

Vor der Aufnahme ins Sondersiechenhaus mußten sich die Kranken erstlich in Konstanz, später in Zürich von Ärzten untersuchen lassen. Oft wurde vor dem Eintritt in die Anstalt für den Aussätzigen eine Feier in der Kirche veranstaltet. Hernach begleiteten ihn die Geistlichen und das Volk an den neuen Ort. Hier erhielt er ein *Kleid* von besonders auffallender Form und Farbe, damit er sofort erkannt werden konnte. Er mußte schwören, ohne dasselbe seine Wohnung nicht zu verlassen. Ein Paar *Handschuhe* wurden ihm übergeben, ohne die er nie etwas berühren durfte, das nicht ihm gehörte. Er empfing einen *Brotsack*, in den er sein tägliches Brot und die Gaben der Wohltäter legen mußte. Waffen durfte er nicht tragen; zum Brotschneiden bekam er ein stumpf abgebrochenes *Messer*. Um seinen Durst zu löschen, erhielt er einen *Becher* oder ein *Fäßchen*. Bei hoher Strafe wurde ihm verboten, an öffentlichen Brunnen oder an Quellen zu trinken, in Bächen und Flüssen zu baden oder in denselben seine Tücher oder Hemden zu waschen. Zu seiner Ausrüstung gehörten ferner *Klappern*, mit welchen er, wenn er sich auf öffentlichen Straßen und Plätzen zeigte, Lärm machen mußte, damit die Leute

rechtzeitig die Flucht ergreifen konnten. Er durfte nirgends hingehen, wo gesunde Leute sich aufhielten. Der Aussätzige mußte schwören, alle diese Vorschriften zu halten. Er war ein lebendig Begrabener, der keine Rechte mehr hatte.

Das *Leben* im *Feldsiechenhause* war sehr einsam, langweilig und traurig. Es war den Gesunden bei hoher Strafe verboten, in die Anstalt zu gehen oder mit den Aussätzigen zu essen und zu trinken. Gaben und Geschenke, die sie von Verwandten oder Wohltätern erhielten, mußten sie dem Vorsteher abliefern, damit alle Siechen daran Anteil hatten. Spielen und Tanzen waren verboten. Ohne Erlaubnis durften die Aussätzigen nicht ausgehen. Nur einmal im Monat konnte der Kranke in der Stadt um Gaben betteln, die ihm aus den Fenstern hinunter geworfen wurden. Fluchen und Schwören waren strenge untersagt. Jeder Sieche hatte zu den verschiedenen Tages- und Mahlzeiten für die lebenden und gestorbenen Wohltäter der Anstalt zu beten. Wer es nicht tat, dem wurde das Essen entzogen. Umherziehende Aussätzige fanden in der Anstalt unentgeltlich Nahrung und Herberge.

Nach dem Erlöschen des Aussatzes diente das Siechenhaus am Feld zur Aufnahme von Leuten, die an unheilbaren oder ekelhaften Krankheiten litten, ferner als Versorgungsort für Fallsüchtige, Taubstumme, Blöd- und Irrsinnige. Im Jahre 1828 war das Gebäude so alt und gebrechlich geworden, daß es niedergerissen werden mußte. Im Jahre 1882 hatte auch die Kapelle der Straßenunterführung zu weichen.

Das Spital.

Wie in andern Städten erbauten die Bürger ein großes Haus, in dem die Armen, die fremden Bettler und Pilger, die alten, arbeitsunfähigen und die Waisen Unterkunft, Verpflegung, Nahrung erhielten. Das war das Spital, das innerhalb der Mauer lag (1306). Die Einwohner, namentlich die Geringeren, wetteiferten miteinander, der Anstalt Schenkungen in Geld, Naturalien und liegenden Gütern zu machen, wodurch sie meinten, dadurch einen Lohn im Himmel zu verdienen. In dem Laufe der Jahrhunderte wurde das Spital im Laufe der Jahrhunderte so erweitert, daß es dem ersparten Gelde kaufte die Anstalt immer mehr umfaßte. Um das Jahr 1530 besaß sie etwa 8000 Aren Land und Rebland, in der Stadt 7 Häuser mit Scheuern, 3 Mühlen und in den umliegenden Bauernhöfen. Die großen Einnahmen bestanden aus Korn, Haber, Roggen, Gerste, Wein (630 hl) und 25 000 Fr.).

Den Kranken und Gebrechlichen war es unzulässig, den Gottesdienst in der Kirche zu besuchen; deshalb ließ der Leutpriester der Stadt jede Woche den Spitalleuten Predigten der Religion bringen. Als aber die Zahl der Kranken und Elenden sich vermehrte, wurde ihm die Leitung der Anstalt übertragen. Im Jahre 1317 ließ deshalb die Königin Agnes von Burgund in Königsfelden im Aargau lebend, im Spital ein Kloster bauen, zu dem ein Priester angestellt wurde, der den Inwohnern Gottesdienst halten mußte und dafür ein eigenes Einkommen erhielt.

Weil das Spital eine Stiftung der Bürger war, wurde die Aufsicht und die Verwaltung über die Anstalt dem Rates übertragen. Dieser wählte aus seiner Mitte einen Ratsherrn, der schwören mußte, den Nutzen des Hauses zu fördern und den Schaden abzuwenden. Der *Spitalmeister* hatte unter den vielen Leuten Ordnung zu halten und zu wachen, daß die großen Güter richtig bepflanzt

er in Winter-
Kranken, die
fähigen Leute
ung und Klei-
alb der Ring-
n die Frauen,
en zu machen,
bestanden; sie
erwerben. So
hr reich. Mit
r neue Güter.
Acker-, Wies-
nen und Staf-
Dörfern viele
alle Jahre aus
nd Geld (etwa

nmöglich, den
lb mußte der
ten den Trost
anken, Armen
ast zu schwer.
von Ungarn,
ne Kapelle er-
er täglich den
ür ein beson-

war, lagen die
in der Hand
Spitalpfleger,
u fördern und
tte die Pflicht,
nd darauf zu
wurden. Die



Unterer Bogen (Käfigtor oder Zeitglockenturm).
Links: Vorderhaus des obern Spitals, Neubau seit 17

Spitalmeisterin mußte den Hausrat in gutem Stand erhalten und die Nahrungsmittel einkaufen. Daneben waren noch manche Angestellte. Der *Keller* hatte die Aufsicht über die Weinvorräte. Das Spital betrieb eine Zeitlang auch eine eigene *Sennerei*. Dem *Spitalmüller* und *Spitalbäcker* waren ebenfalls besondere Verpflichtungen auferlegt. Der *Bettelvogt* und seine Frau, die Köchin, hatten oft eine schwierige Aufgabe zu erfüllen, weil da viele Leute erschienen, die nicht an Ordnung gewöhnt waren. So war ihnen besonders vorgeschrieben, die Stube sauber zu halten und darin weder Hühner noch Gänse zu dulden.

Von Anfang an hatte das Spital die Aufgabe, die einheimischen, arbeitsunfähigen Bürger dauernd, die fremden Armen vorübergehend aufzunehmen und zu versorgen; es war somit ein *Armenhaus*. In alter Zeit herrschte eine viel größere Armut als jetzt. Wer weder arbeiten noch betteln konnte, wurde mit Bewilligung des Rates in einen großen Korb vor die Kirchtüre gesetzt, wo der Unglückliche so lange Almosen sammeln mußte, bis er ein Pfund Geld beisammen hatte; dann wurde er in das Armen- oder untere Spital aufgenommen. Wer also noch Kräfte genug besaß, um in der Stadt herum zu betteln, fand wie anderwärts keine Aufnahme (1482). Die Nahrung der Armen war sehr einfach und einförmig; alle Tage, jahrein, jahraus, bekamen sie nur Muß und Schwarzbrot. Das ging den reichen Bürgern der Stadt zu Herzen; sie machten Vergabungen, damit die Unglücklichen an Festtagen Wein, Fleisch, Fisch, Ziger und Eier erhielten. Alle Insassen des Spitals, groß und klein, alt und jung, wurden „Kinder“ genannt.

Das Spital war auch eine Versorgungsanstalt für Einwohner, die mit einem langwierigen, unheilbaren Übel behaftet, für Leute, die wegen Krankheit, Alter und Gebrechen ans Bett gefesselt waren; es war ein *Krankenhaus*. Die Mildtätigkeit sorgte dafür, daß die Anstalt mit dem Nötigen versehen wurde. Ein reicher Schneider schenkte einen großen Hof, damit für die „Geligerigen“ (Geliger = das Bett) eine

Krankenschwester angestellt werden konnte. Eine Frau machte eine Schenkung, damit die Kranken zu allen Zeiten in der Nacht ein *Licht* hätten; andere Frauen vergabten dem Spital Kühe, auf daß die Kranken stets mit frischer *Milch* versehen seien.

Die alte Zeit achtete das Gebot: „Ehret das Alter!“ Alte Leute wurden oft im Spital versorgt; dieses war somit auch eine *Pfrundanstalt*. Der Pfründer oder Hausbruder hatte ein ausgerüstetes Bett, Kochgeschirr und andere Geräte mitzubringen, die das Spital nach seinem Tode erbte. Vor seiner Aufnahme mußte er eine Summe Geldes bezahlen, die sich nach seinen Ansprüchen richtete. Nahm er mit einer geringen Pfründe, Muß und Brot- oder Knechtenpfründe vorlieb, so kostete es weniger, als wenn er eine Herren- oder Fleischpfründe kaufte. Wer für das Spital noch arbeiten wollte im Feld oder zu Hause, zahlte ebenfalls weniger als die Reichen, die müßig gehen wollten. Dafür hatte das Spital die Pflicht, für die Pfründer in gesunden und kranken Tagen bis zu ihrem Tode zu sorgen.

Anfänglich wohnten die reichen und armen Pfründer im gleichen Hause beisammen, aßen aber nicht am gleichen Tische. Später fand eine Trennung statt; die Vermöglichen lebten im obern (neben dem öffentlichen Lesesaal), die Dürftigen im untern Spital (Neumarkt).

Im untern Spital wurden auch die Waisenkinder versorgt; das Spital war somit auch ein *Waisenhaus*. Da lebten die armen Geschöpfe mit ältern, oft arbeitsscheuen Leuten zusammen und hatten nicht immer ein gutes Vorbild. Später setzte der Rat den Waisen besondere Pflege- oder Zuchteltern, die aber manchmal zur Erziehungsaufgabe nicht recht tauglich waren, weil sie früher Schneider, Bäcker, Schuh-, Knopf- oder Hutmacher gewesen waren. Im Neubau des untern Spitals (1807—1809) erhielten die Waisen eine besondere Abteilung, waren aber immer noch im Verkehr mit den Erwachsenen; darum kaufte der Rat ein Haus beim Untertor (jetzt Walhalla). Seit 1835 besitzen die Waisen ein eigenes Heim. 1876 erfolgte die Übersiedelung in das Waisenhaus an der äußern Töbtaalstraße.

Winterthur während des alten Zürichkrieges.

Der Kampf bei Kirchberg, 1445.

Der Graf Friedrich von Toggenburg starb ohne Kinder (1436). Zürich und Schwyz wollten Teile seines Landes erben. Darüber gerieten sie in Streit. Die Eidgenossen standen auf der Seite von Schwyz. Es kam zum Kriege, in welchem Zürich besiegt wurde. Um Rache zu nehmen, schloß diese Stadt mit Österreich einen Bund gegen die Eidgenossen. Es entstand ein neuer Krieg, an dem auch Winterthur teilnehmen mußte, weil es ein österreichischer Ort war. Das Toggenburg erbt der Freiherr von Raron, der den Schwyzern half.

Winterthur setzte seine Befestigung in guten Stand. Im Mai 1444 mußten Mann und Weib an Sonn- und Werktagen im Stadtgraben arbeiten. Von hier aus erhielt Rapperswil, das von den Eidgenossen belagert wurde, eine große Zufuhr von Lebensmitteln; denn dort war die Hungersnot so groß geworden, daß die Leute Rosse, Katzen und Ratten aßen. Auf der Heimkehr verwüsteten die Winterthurer die Gegend um Grüningen.

Nach Winterthur kamen österreichische Ritter mit ihren Kriegsknechten und machten von da aus Raubzüge nach Wil im St. Gallerland. Aber Raron und die Toggenburger blieben die Antwort nicht schuldig. In großen Scharen zogen sie bis nach Turbental, Elgg, Hegi und Seuzach, raubten alles Vieh und verbrannten die Dörfer. Die Umgegend von Winterthur war schrecklich verwüstet und verödet. Das Landvolk geriet in die äußerste Not und Armut und schrie laut jammernd nach Frieden (1446).

Die österreichischen Ritter ließen es sich hinter den Ringmauern wohl sein und lebten auf Kosten der Bürger in Saus und Braus. Weil sie so lange still lagen, wurden sie von Zürich verspottet. Nun erhielt der Winterthurer Hauptmann *Hans Cristan* den Auftrag, mit Hilfe der Österreicher einen Raubzug (Galgenreise) ins Toggenburg zu machen. Trotz mancher

Warnungen wurde der Ausmarsch mit einer geringen Zahl von Kriegern unternommen. Die Ritter, die als Ausspäher dienen sollten, erschienen nicht; dagegen kam noch Hülfe von Frauenfeld.

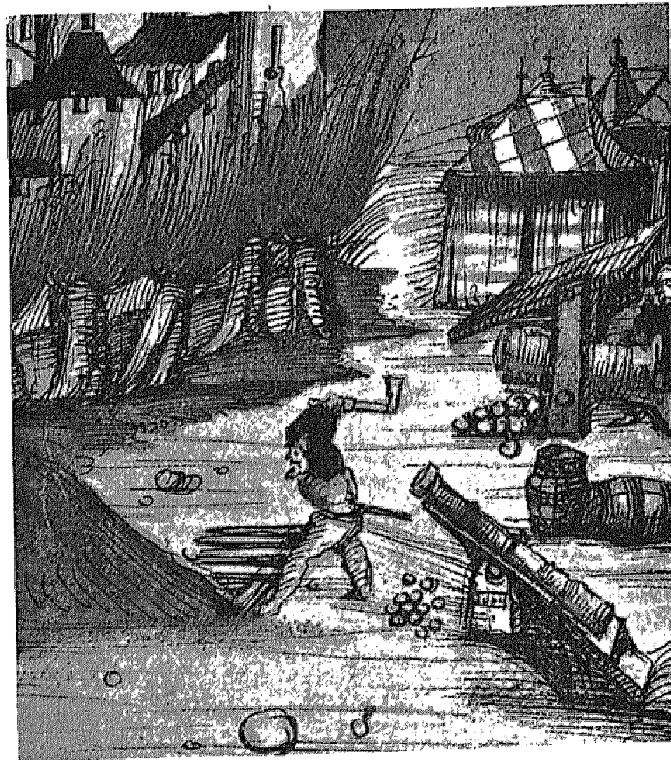
Von Aadorf zog man über Fischingen gegen *Kirchberg* hin. Da schickten die Hauptleute etwa 20 Mann voraus, sie sollten auskundschaften, was zu tun sei. Dabei wurde ihnen beim Eide eingeschärft, weder zu plündern noch zu brennen, nicht auseinander zu laufen, sondern stets beisammen zu bleiben. Aber die Späher gehorchten nicht und raubten und sengten im Dorfe Dietwil. Nun sandten die Hauptleute wieder 20 Mann aus, die Kriegsgesellen aus dem Orte zu holen; aber auch diese Mannschaft kehrte nicht mehr zurück. Mittlerweile sammelten sich die Krieger des Freiherrn von Raron und verlegten den Winterthurern den Rückweg, wodurch eine große Verwirrung entstand. Der Hauptmann Hans Cristan warf den Eisenhut und die Waffen fort, eilte allein davon und überließ die Seinen ihrem Untergange. Die Feinde erschlugen ihrer 75 Mann, erbeuteten das Winterthurer Fähnlein und machten 12 Gefangene. In Winterthur herrschte große Trauer. Schultheiß und Rat verklagten ihren Hauptmann Hans Cristan. Er wurde vor ein Kriegsgericht in Ossingen geladen. Da entschuldigte er sich damit, die Niederlage sei wegen des Ungehorsams der Mannschaft entstanden. Er wurde nicht verurteilt und nicht verbannt. Erst im Jahre 1450 wurde im alten Zürichkriege Frieden geschlossen.

Die Belagerung von Winterthur.

(1460.)

a) Winterthur.

Der Thurgau gehörte dem Herzog von Österreich. Die Schweizer wollten sich desselben bemächtigen, um gegen Norden eine natürliche Grenze zu erhalten. Sie beschlossen, auch die Stadt Winterthur zu erobern und schickten ihr Absage-



Belagerung von Winterthur durch die Eidgenossen 1460.
(Aus Edlibachs Chronik, Kopie 1506.)

briefe; aber sie rüstete sich vorsichtig zur Abwehr. Der Schult-
heiß Lorenz von Sal II. reiste in die Umgebung und nach
Deutschland und warb Kriegsknechte an. Österreich versah
den Ort mit Getreide; dazu kaufte der Rat noch viel Korn,
um die Einwohner vor Hungersnot zu bewahren. Die Stadt
war auch mit Geschütz und Pulver wohl versehen. Das Vieh
wurde von der Weide hinter die Ringmauer getrieben.

Als Winterthur sich zum Kampfe vorbereitet hatte, erschienen die Eidgenossen am 20. September 1460 in Töb, wurden aber vom städtischen Geschütz so trefflich empfangen, daß sie es nicht wagten, näher an die Stadt heran zu kommen. Nun teilten sich die Schweizer, ein Heerhaufen blieb vor Winterthur; der andere zog vor Frauenfeld, das sich sofort ergab, obgleich es von Österreich mit Geschütz und Korn gut versehen war. Der Thurgau wurde leicht erobert; nur Diebshofen leistete manche Woche tapfern Widerstand, mußte aber aus Mangel an Lebensmitteln der Übermacht unterliegen. Nun kehrten die Eidgenossen wieder nach Winterthur zurück.

Während dieser Zeit wurde auch Winterthur hart bedrängt und geschädigt. Die Eidgenossen lagerten sich auf dem Heiligberg, in Töb, Veltheim, Wülflingen, Oberwinterthur und Seen, so daß die Stadt ganz umschlossen und jede Zufuhr von Lebensmitteln abgesperrt war. Das Vieh, das die Winterthurer noch bei den Bauern außerhalb der Stadt hatten, wurde nach Kyburg geführt. Wollten die Frauen die reifen Trauben am Lindberg holen, so nahm man sie gefangen. Die Feinde hielten Weinlese.

Die Anführer der Eidgenossen kamen überein, die Stadt in einer Nacht zu erstürmen. Davon erhielt Winterthur eine Warnung; deshalb wurden die Mauern und Türme wohl versehen mit Steinen, Kalk, Äxten, eisernen Gabeln und heißem Wasser, und Mann und Weib wachten die ganze Nacht. Auch die Knaben nahmen an der Verteidigung teil, indem sie in der Steinberggasse große Haufen Steine zusammensuchten, um damit eine geschossene Bresche zu vermachen oder die stürmenden Feinde mit einem Steinhagel zu begrüßen. Als der Feind diese Vorbereitungen bemerkte, unterblieb der Sturm. Nun suchten die feindlichen Hauptleute eine Stelle in der Ringmauer, wo man am besten in die Stadt dringen könnte; auch meinten sie, Winterthur habe zu wenig Geschütz, man müsse die Büchsen von einem Ort zum andern tragen. Sie umritten die Stadt. Als aber rings herum auf sie geschossen wurde, merkten sie, daß allenthalben auf der Ringmauer

Feuerschlangen aufgestellt waren; deshalb wagten sie es nicht zu stürmen und wurden rätig, die Stadt auszuhungern. Winterthur wurden etwa 2000 Mann ausgelesen, welche Winterthur belagern mußten; die andern zogen am 1. November ab.

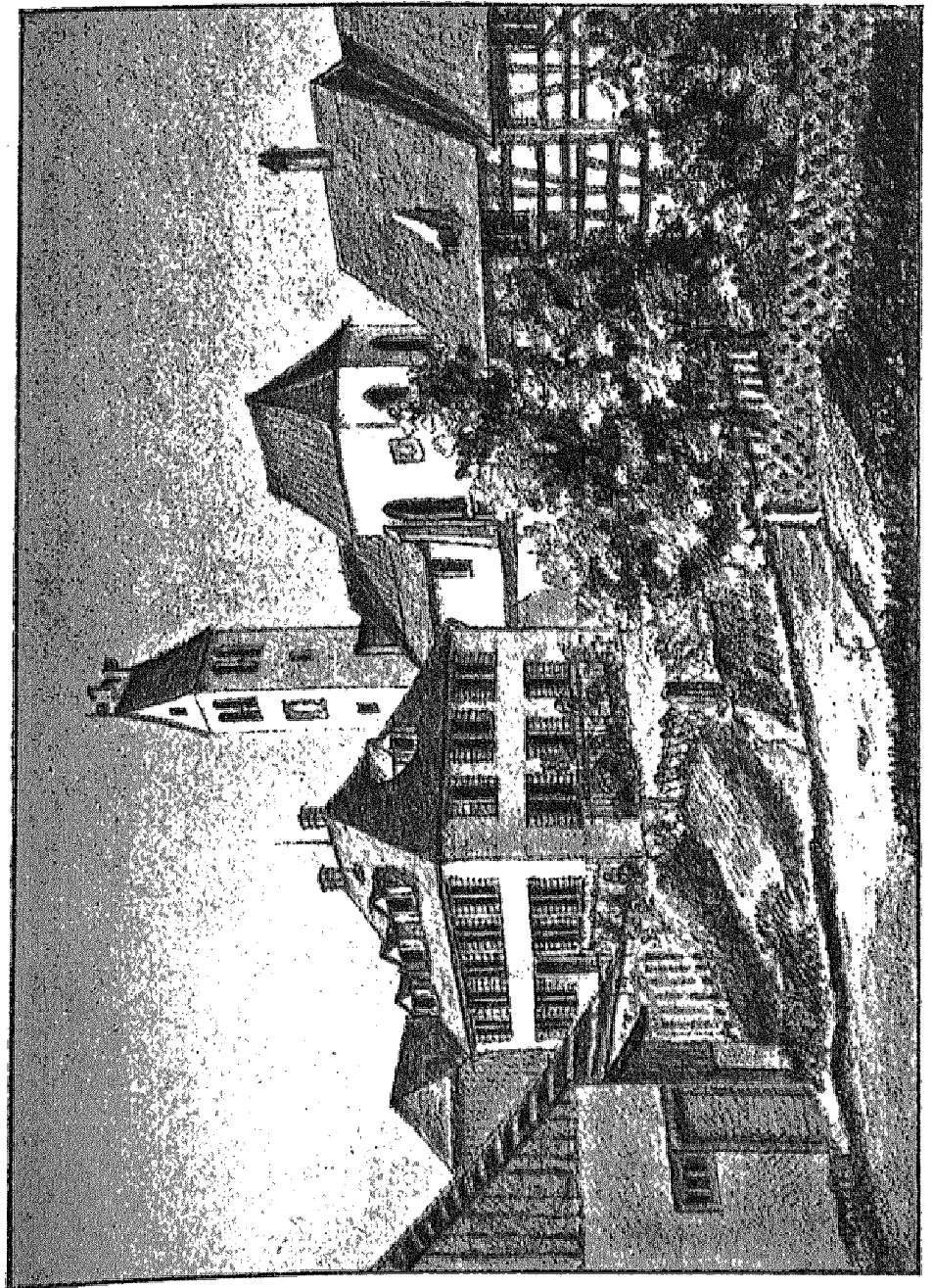
Der Kampf dauerte weiter und auf beiden Seiten wurden mancher Kriegsknecht erstochen oder erschossen. Die Zürcher hatten großes und gutes Geschütz auf dem Heiligberg, das sie durften es nicht recht gebrauchen; denn Winterthur war ihnen viel Geld schuldig. Hätten sie das Unterpfand geschossen, so wären die Forderungen dahin gefallen und die Zürcher hätten großen Schaden gehabt. Diese forderten deshalb die Stadt auf, sie sollte eidgenössisch werden, dann werde man sie von allen Unkosten befreien. Aber Winterthur gab zur Antwort, sie wollten ihrem Herrn, dem Herzog von Österreich, treu bleiben.

Auch die Zürcher waren mit trefflichen Büchsen bewehrt, die Art wohl versehen; aber sie wollten Winterthur für sich allein und nicht mit den andern Eidgenossen gemeinsam angreifen. Ihre Kugeln verursachten keinen großen Schaden. Sie hatten einen Mörser, der warf steinerne Kugeln, die 80 Pfund schwer waren; allein sie zerbrachen nur Scheiben und Ziegel. Solche Kugel drang durch ein Dach in eine Küche und trümmerte einen „Mußhafen“, verletzte aber niemanden. In einer andern Stube fand man in einem Stalle am Neumarkt zwischen den Füßen einer Kuh. Solche Kugeln aus jener Zeit sind noch in der Mörsburg zu sehen.

Um die Stadt in große Angst, Not und Gefahr zu bringen, überschüttete man sie mit brennenden Pfeilen und glühenden Kugeln, wodurch drei Häuser in Brand gerieten; aber diese konnten schnell gelöscht werden. An allen Orten wurden Wachen aufgestellt, die das ausbrechende Feuer sofort löschen mußten. So blieb der Ort vor einer Feuersbrunst bewahrt. Nun holten die Zürcher mit 24 Rossen ihr größtes Geschütz, aber in Töß brach die hölzerne Brücke unter seiner Last und das Ungetüm stürzte in den Fluß. Es dauerte drei Tage, bis man es wieder herausgefischt hatte, und es kam wieder nach den Heiligenberg.

s nicht
rn. Es
ur wei-
r heim.
wurde
Berner
g; aber
ur war
d zer-
Berner
e Stadt
sie von
ort, sie
leiben.
n aller
n allein
haben.
hatten
schwer
. Eine
nd zer-
d; eine
en den
d jetzt

ringen,
henden
ber sie
waren
stillen
ewahrt.
schütz;
r Last
i Tage,
nie auf



Veltheim, von Konrad Hürzel, 1852. (Jahrbuch der Literarischen Vereinigung Winterthur, 1921.)

In Winterthur taten sich einige kecke, mutige Bürger zusammen, um Ausfälle zu machen und dem Feinde Schaden zuzufügen. Unter diesen zeichneten sich besonders Hans Brächter, Hans Bürgi und Hans Huber aus. Bei günstiger Gelegenheit schlichen sie aus der Stadt und bereiteten durch ihre waghalsigen Streiche den Eidgenossen großen Verdruß. So zogen sie in einer Nacht nach Kloten, nahmen dort den Vogt und zwei Feinde gefangen, führten sie nach Wagenburg, wo sie zwölf Ochsen raubten. Von dort kamen sie mit der Beute und den Gefangenen mitten durch die Feinde wieder glücklich in die Stadt. Die Tiere wurden geschlachtet, und vom Heiligenberg aus konnten die Eidgenossen zusehen, wie man das Fleisch verkaufte. Ein andermal raubte am hellen Tage Hans Brächter dem Vogte in Oberwinterthur einen Hengst und jagte auf ihm eilends heim.

Die Winterthurer litten keinen Mangel an Speise und Trank und waren deshalb fröhlich und guter Dinge. Um die Feinde zu ärgern, führten sie von Zeit zu Zeit auf den Wällen und auf der Neuwiese lustige Tänze auf. Als die Schweizer sahen, daß ihre Anstrengungen nichts fruchteten, wurden sie der Belagerung überdrüssig. Am 7. Dezember 1460 kam zwischen den Eidgenossen und Österreich ein vorläufiger Friede zustande. Da war großer Jubel in Winterthur und es wurde viel Mehl verbacken, weil man mit dem Getreide nicht mehr sparen mußte. Ehe die Eidgenossen heimkehrten, kamen viele in die Stadt und waren ganz erstaunt, vor allen Läden so viel und schönes Brot zu sehen.

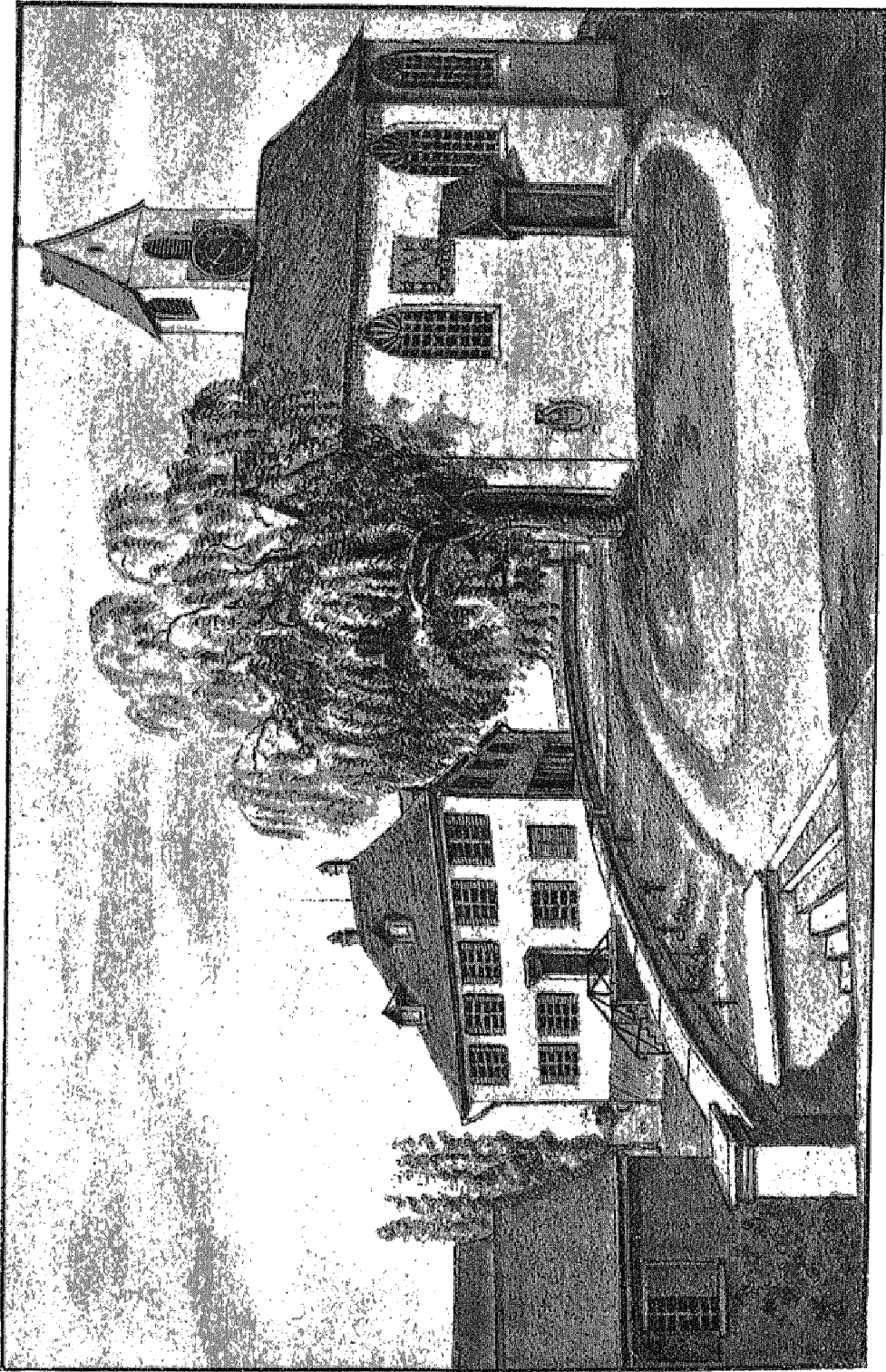
Während der Belagerung hatten die Priester alle Tage den lieben Gott um Hilfe und Errettung angefleht. Zum Danke und zur Erinnerung an die glückliche Befreiung beschlossen der Kleine und der Große Rat, im Juli und Dezember je einen feierlichen Aufzug in die Kirche nach Veltheim zu machen. An den Betfahrten mußte mit der gesamten Priesterschaft aus jedem Hause mindestens eine Person mit einer Wachskerze teilnehmen.

b) Die opferwilligen Frauen in Winterthur, 1460.

Während der Belagerung legten die Winterthurer die vier obern Mühlen in Asche, damit die Eidgenossen sich nicht in

denselben festsetzen und von dort aus die Stadt überrumpeln konnten. Die Feinde verbrannten die untere Spital- oder Teufelsmühle. So hatte Winterthur nur noch ein Mahlwerk: die obere Spital- oder Schlangemühle vor dem Untertor. Da mahlte der Müller Hans Meyer Tag und Nacht das österreichische Getreide. Am Morgen früh kamen die Leute aus der Stadt und holten nach Bedarf Mehl. Der Müller schrieb auf, wieviel er jedem geliefert hatte, damit nicht zu viel gebraucht wurde. Aber am 1. November 1460 zerschossen die Eidgenossen mit einer großen Kanone die Räder der Schlangemühle, so daß man nicht mehr mahlen konnte. Dabei wurde ein eingeschlafener Knecht getötet. Nun befahl der Schultheiß Lorenz von Sal, in der Stadt zwei Roßmühlen zu erstellen. Die eine stand im Bauhaus und wurde von zwölf Pferden, die andere im Rebleutenhaus und wurde von zehn Pferden Tag und Nacht gezogen. Ein Müller und zwei Knechte bedienten jede derselben; sie lieferten zusammen in 24 Stunden etwa 1000 kg Mehl; während dieser Zeit wurden die Rosse dreimal gewechselt.

Nun setzten die feindlichen Kugeln der Schlangemühle so arg zu, daß man da auch nicht mehr rellen konnte; deshalb wurde in dem Scheiterhof des Spitals eine Relle gebaut, welche die Frauen zogen. Jede Gasse besaß eine Hauptmännin, die über 20 Frauen zu befehlen hatte. Brachte des Müllers Knecht das Aufgebot, so sammelte sie schnell die Weiber, marschierte mit ihnen in den Spitalerhof und begann mit dem Ziehen. Wenn die Sanduhr dreimal abgelaufen war, wurden sie durch eine andere Abteilung abgelöst. So ging es der Reihe nach durch die ganze Stadt. Alle Frauen, reich und arm, unterzogen sich willig Tag und Nacht dieser mühsamen Arbeit. Sie sangen und waren fröhlich. Pfeifer und Lautenschläger erheiterten sie durch lustige Weisen. Auch führte man zum Ärger der Eidgenossen auf der Neuwiese allerlei Tänze auf. Als das die Feinde auf dem Heiligenberg sahen und hörten, sprachen sie: „Sind die Leute taub oder unsinnig?“ Den Männern war der Zutritt in die Relle verboten. So zogen die

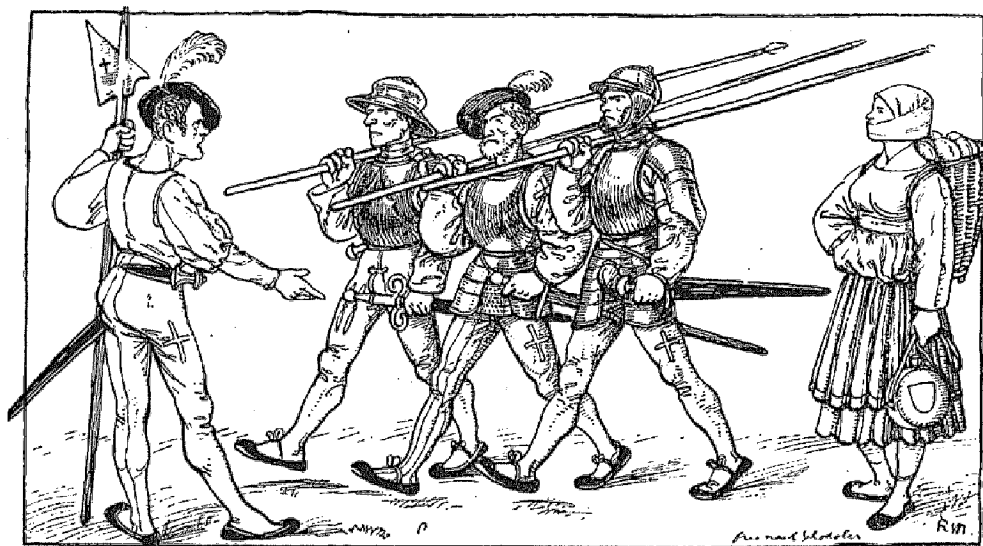


Hettlingen, von Konrad Hürzel, ca. 1852. (Jahrbuch der Literarischen Vereinigung Winterthur, 1921.)

Frauen ohne Unterbruch acht Tage lang das Mahlwerk, bis die Schlangenmühle wieder repariert war, und Winterthur hatte während der langen Belagerung stets genug Brot.

c) Hettlingen.

Seit alter Zeit gehörte Hettlingen zu Winterthur. Es war ein offenes Dorf und deshalb während der Belagerung von Winterthur durch die Eidgenossen vielen Gefahren und Schädigungen ausgesetzt. Alle Tage kamen Feinde, nahmen den Bauern die Getreidegarben, droschen sie und führten das Korn fort nach Veltheim, Töß, Wülflingen und auf den Heiligenberg. Ferner stahlen sie Bohnen, Erbsen, Heu, Stroh, den Hausrat, besonders das Bettzeug. Als das Dorf ganz ausgeplündert war, holten sie das Eisen an allen Türen, Kisten und Kasten, so daß im ganzen Dorfe nicht mehr fingersgroß von diesem Metall vorhanden war. Die Männer des Dorfes mußten helfen, die Stadt zu verteidigen. Wenn die Frauen mit den Kindern essen wollten, kamen die Schweizer und nahmen ihnen das Brot und die Häfelein mit den Speisen weg. Die Kinder mußten deshalb aufpassen. Wenn sie die Feinde heranziehen sahen, wurde das Essen schnell verborgen. Damit das Dorf nicht verbrannt wurde, mußte es eine große Summe Geldes bezahlen. Dennoch kam alle Tage eine Schar um die andere und verlangte drohend und schimpfend Geld, sonst werde man die Häuser in Asche legen. Auch berichteten die Feinde, es seien manche Hettlinger getötet worden. Einmal sagten sie zu den Frauen: „Gehet in die Stadt und holet eure Männer, damit sie uns schwören, sie wollten eidgenössisch werden, dann tun wir euch nichts zuleide!“ Eines Tages fing man alle Frauen und Kinder in Hettlingen, lud sie auf Karren, führte sie bis zum Siechenhaus Sankt Georg und schickte sie durch das Schmidtor in die Stadt hinein. Nachdem sie in Winterthur genug zu essen und zu trinken bekommen hatten, kehrten sie wieder heim. Sie hatten gesehen, daß die Stadt reichlich mit Lebensmitteln versehen war und ihre Männer noch am Leben waren.



Militärische Ausbildung, nach Schodelers Chronik, 1515.

Winterthur unter Zürich.

Die Herzoge von Österreich führten viel Krieg gegen die Eidgenossen. Das kostete große Summen Geldes. Oft hatten sie keine Mittel; dann versetzten sie Teile ihres Landes. So wurde die Grafschaft Kyburg mit Winterthur mehrmals verpfändet. Im Jahre 1452 kam Kyburg wieder als Pfand an Zürich; die Eidgenossen eroberten den Thurgau (1460). Nun war Winterthur noch allein österreichisch, wie eine Insel im Schweizergebiete.

Wegen der vielen Kriege Österreichs war Winterthur von einer großen Schuldenlast bedrückt. Von allen Seiten drängten die Gläubiger auf Bezahlung; aber Winterthur hatte kein Geld und die Herzoge von Österreich auch nicht. Sie schickten von Zeit zu Zeit kleine Summen; aber das war wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Da wurde die Stadt in die Acht erklärt; sie hatte keinen Frieden und keine Rechte mehr, und die Gläubiger konnten dem Orte und den Einwohnern alle Güter wegnehmen. Nun war großer Jammer in Winterthur. In ihrer großen Not beschloßen die Leute, mit Mann und Weib und Kind fortzuziehen und die Stadt öde stehen zu

lassen. Da hatte der Deutsche Kaiser Friedrich Erbarmen mit ihnen und schickte ihnen einen Schutzbrief gegen die Forderungen der Gläubiger; ein Jahr lang durften sie die Stadt nicht mehr bedrängen. Noch zweimal gab der Kaiser ihr einen solchen Zahlungsaufschub (1465); aber damit waren die Schulden nicht bezahlt.

Um den Ort aus der unglücklichen Lage zu befreien, entlehnte der Herzog Sigmund von Österreich von der Stadt Zürich 10 000 Gulden (etwa eine halbe Million Franken) und gab ihr dafür Winterthur als Pfand (1467). Er behielt 2000 Gulden für sich und mit dem Reste sollte Zürich für Winterthur die Schulden bezahlen. Die Stadt hatte die gleichen Rechte und Freiheiten wie unter Österreich. Nun hatte Winterthur einen neuen Herrn, die Stadt Zürich. Jedes Jahr mußten die Bürger am Albanitag schwören, ihr treu, wahr und gehorsam zu sein, ihren Nutzen zu fördern und den Schaden abzuwenden. Der Herzog hatte versprochen, wenn es ihm möglich sei, die Summe Geldes zurückzuzahlen und Winterthur aus der Pfandschaft zu lösen; aber es kam nicht dazu. So verblieb Winterthur unter Zürich. Einige reiche Bürger waren mit der neuen Herrschaft nicht zufrieden und wanderten aus.

Die Pest in Winterthur.

Die Furcht vor den Feinden zwang in alter Zeit die Leute in den Städten, innerhalb der Ringmauer dicht beisammen zu wohnen. Die Straßen und Gassen waren eng und unregelmäßig und wurden durch Tore und Türme dunkel gehalten. Die schmalen Gebäude hatten niedrige Fenster, hohe Treppen und kleine Höfe. Die lebenspendende Sonne konnte deshalb nicht leicht in das dunkle, moderige Häusergewirr eindringen. Dazu kam, daß die Straßen ungepflastert waren und sich bei Regenwetter in schmutzige, kotige Lachen verwandelten. Damit man nicht im Schmutze versank, warf man Schutt und kleine Steine auf die Gassen. Kam hoher Besuch, so wurden sie mit Stroh bedeckt. Die meisten Städter beschäftigten sich mit Landbau. In Scheunen und Ställen hausten Kühe, Ziegen, Schweine, Gänse, die morgens auf die Weide und abends wieder in die Stadt getrieben wurden (Kuh- und Schweinehirt, Gänseweid). Aller Unrat wurde vor die Häuser auf die Gasse geworfen, wo er wochenlang liegen blieb und erst fortgeführt wurde, wenn ein festlicher Umzug stattfand oder ein vornehmer Gast auf Besuch kam.

Die große Unsauberkeit hatte sehr schlimme Folgen. Es entstanden furchtbare Seuchen, durch welche mehrmals ein großer Teil der Einwohner dahingerafft wurde. Im Jahre 1328 brach die Pest aus und wütete so schrecklich, daß in Basel manchmal an einem Tage 50 Menschen beerdigt wurden. In Winterthur und an andern Orten reichte die Geistlichkeit nicht aus, um den Sterbenden den letzten Trost zu spenden; auch die Priester sanken plötzlich und unvorbereitet ins Grab.

Im Jahre 1349 trat die Pest noch schrecklicher auf. In den Achselhöhlen und oben an den Beinen entstanden schwarze Beulen, und in zwei oder drei Tagen kam der Tod. Diese Pestilenz wurde deshalb der schwarze Tod genannt. Eine große Furcht überfiel die ganze Menschheit; viele Leute verließen Haus und Hof, zogen im Lande umher, sangen fromme

Lieder, geißelten sich, wollten damit Buße tun und den Zorn Gottes stillen. Das waren die Geißler.

Um diese Zeit verbreitete sich das abergläubische Geschrei, an dem Unheil seien die Juden schuld; denn sie hätten die Brunnen, Bäche und das Erdreich vergiftet. Sie wurden gefangen genommen und verbrannt. Am Brühl bei Winterthur erlitten viele den Feuertod. Etwa 330 Juden hatten sich in die Kyburg geflüchtet, wo der Herzog von Österreich sie schützen sollte; aber gegen die Wut der abergläubischen Menge war er zu schwach; sie erlitten den gleichen Tod. Im Jahre 1401 wütete die Pest abermals im ganzen Lande; am Brühl bei Winterthur wurden wieder 25 Juden verbrannt.

Auch in späterer Zeit richteten Seuchen noch oft Verheerungen an. Im Jahre 1493 hauste um Ostern die Pest in Winterthur; es starben innert kurzer Frist über 300 Menschen, jung und alt. Im Jahre 1519 regierte die Pestilenz während vier Monaten schon wieder im Lande; in Winterthur erlagen ihr etwa 500 Menschen; das war der fünfte Teil der Einwohnerschaft; in Zürich starben mehr als 2500 Menschen.

Die Seuchen waren nicht nur die Folgen von Unreinlichkeit, sondern auch von Mißwachs. Damals waren die Straßen sehr schlecht; Eisenbahnen und Dampfschiffe gab es noch nicht. Die Zufuhr von Lebensmitteln war deshalb sehr erschwert. Wuchs kein Getreide, so traten Teuerung und Hungersnot ein, und dann hielt die Pestilenz reiche Ernte.

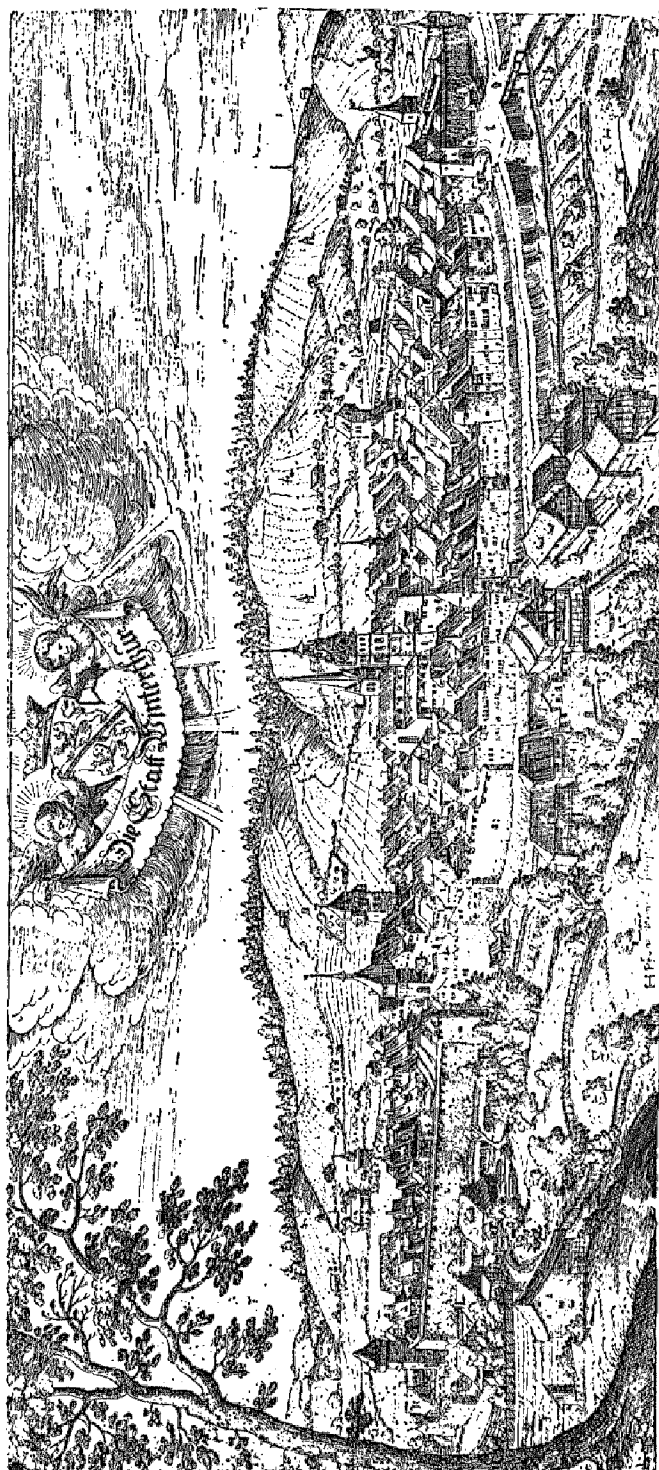
Böse Zeiten.

a) Johannes von Winterthur.

Johannes von Winterthur, Vitoduran genannt, wurde um das Jahr 1300 in Winterthur geboren. Sein Vater nahm am Kampfe bei Sankt Georgen teil und überwältigte einen Reiter in prächtiger Rüstung (1292). Als Knabe sah Johannes, wie die Burgen Multberg und Wart, die in einer reizenden Gegend bei Neftenbach lagen, in Flammen aufgingen (1309). Mit andern, ältern Schulknaben ging er aus dem Untertor der Schar Winterthurer entgegen, die aus dem Kampfe bei Morgarten zurückkehrten und bei der auch sein Vater war. Mit ihnen kam Herzog Leopold von Österreich, wegen der erlittenen Niederlage in großer Trauer und halbtot. Johannes wurde ein Barfüßermönch und mußte in den Gassen und Häusern den Unterhalt zusammenbetteln, Gottesdienst halten und sich der Armen und Kranken annehmen. Er lebte in Klöstern in Basel, Schaffhausen, Lindau am Bodensee und zuletzt in Zürich, wo er im Jahre 1348 an der Pest starb. Auf seinen vielen Bettelfahrten und Wanderungen bekam er Kenntnis von den Ereignissen jener Zeit. Das alles schrieb er in lateinischer Sprache wahrheitsgetreu auf. Er verfaßte eine Zeitgeschichte oder Chronik, die jetzt noch in Zürich zu sehen ist und sehr hoch geschätzt wird. Darin erzählt Johannes folgendes:

b) Hungersnot.

Das Jahr 1343 war gänzlich unfruchtbar und brachte weder Baumfrüchte noch Rüben noch Kohlgewächse noch Getreide hervor. Das war eine Folge der großen Überschwemmungen, die vorausgegangen waren. Aus dem Hafer, dessen Kleie nicht entfernt worden war, wurde Brot gebacken, das eher für das Vieh als für die Menschen paßte. Es wurde im Wasser zu einem Brei aufgelöst und sah schwarz aus wie die Erde. An einem andern Orte schälten die Leute Rinde von den Bäumen, zerrieben sie zu Pulver, mischten es mit zerstampftem Heu, machten einen Teig wie Brot daraus und



Winterthur im Jahre 1702, von Hch. Pfau, Ofenmaler. (Von einem Meisterbrief, Stadtbibliothek Winterthur.)

aßen ihn. Oft auch mengten sie Rinde und Heu mit abgekochten Pflanzen, bestreuten das Gemisch mit ein wenig Salz und stillten so den Hunger. Wieder an andern Orten mischten die Einwohner die Flechten an den Mauern und Bäumen oder faule Wurzelstöcke unter rohes Hafermehl und machten daraus eine grobe Speise. Viele Landleute rupften, „wie ich es selber gesehen,“ Kräuter ab, kochten sie mit ein wenig Butter und ernährten sich so und ihre Kinder. Die Leute, die dem Hungertode nahe waren, gerieten zuerst in einen gewaltigen Schweiß, dann verfielen sie in einen ohnmächtigen Schlummer, aus dem sie nicht mehr erwachten. Andere legten sich auf die Grabhügel der Verstorbenen, atmeten die verpesteten Dünste des Leichengiftes ein, um das Leben abzukürzen und nicht von den schlimmen Beschwerden des Hungers gemartert zu werden.

* * *

Auch in späterer Zeit waren Teuerung und Hungersnot noch oft die Geißel der Einwohner. Im Jahre 1573 mußten die Kinder an vielen Orten Brennesseln, Sauerampfer und andere wilde Kräuter suchen, die als Speise gekocht wurden. Viele arme Leute starben vor Hunger. Bei Winterthur fand man drei tote Kinder, die noch Gras im Munde hatten. Im Jahre 1817 unterstützte die Stadt über 400 Familien, damit sie nicht Hunger leiden mußten.

c) Heuschrecken.

Im Juli und August 1337 erschienen unzählige Heuschrecken, die das Aussehen behelmter oder mit Mützen versehener Männer zeigten, wie in Schlachtreihen flogen, ein großes, dumpfes Geräusch und Gesumme verursachten und das Licht des Tages verdunkelten. Alles Grüne an Kräutern, Gräsern und Bäumen fraßen sie ab, so daß die Gegend trocken und wie abgedörft aussah, als wäre eine fahrende Flamme über sie gegangen. In Winterthur veranstaltete man religiöse Umzüge wider sie und bat den lieben Gott, die Stadt von der

schrecklichen Plage zu befreien. Aber im folgenden Jahre kamen sie wieder, verdunkelten den Himmel und fraßen Gras und Laub. Zu Winterthur läutete man Sturm und schlug sie tot, so viele man konnte. In der Folgezeit kamen sie mehrmals wieder, so dicht wie Schneeflocken; mit Sturm läuten sollten sie verscheucht werden. — Zum letzten Male trieb sie ein starker Wind aus dem Thurgau herbei (1527). An ihre Stelle traten die Maikäfer und richteten großen Schaden an.

d) Überschwemmungen.

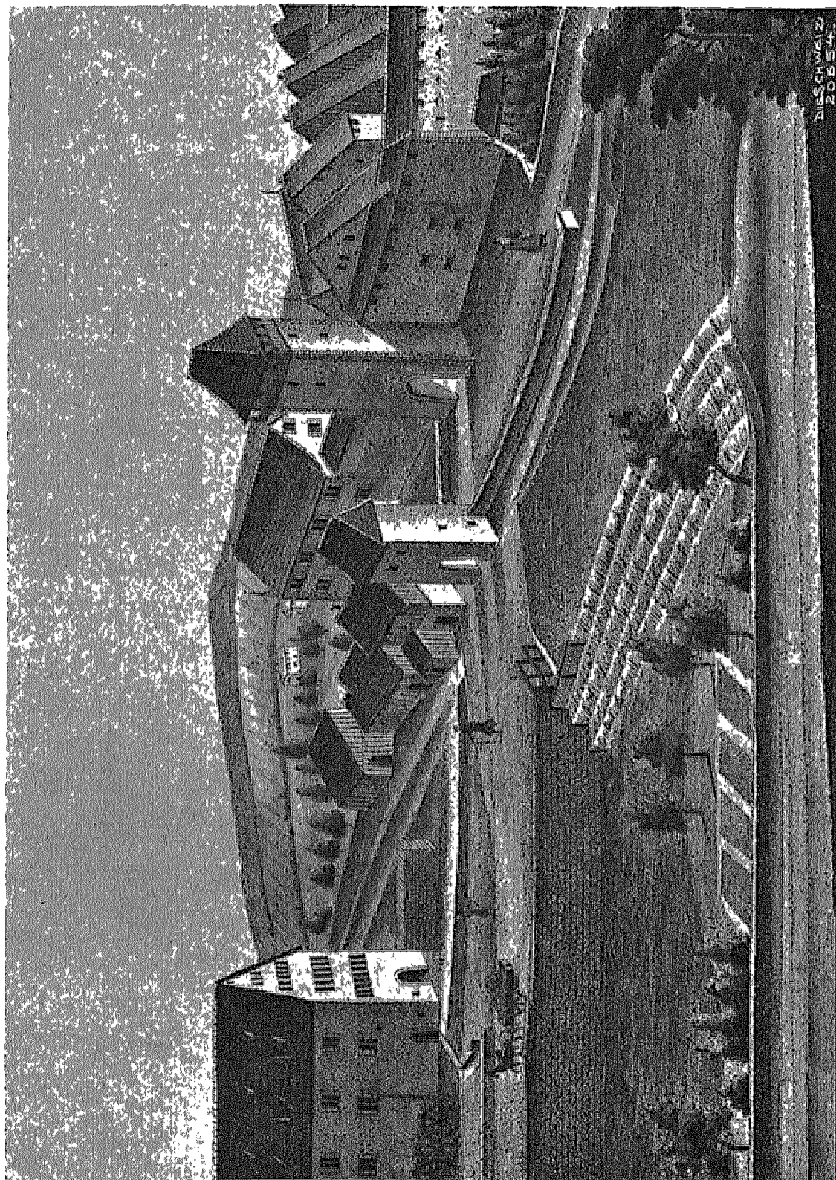
Im Sommer des Jahres 1303 entleerte sich eine sehr große, wasserreiche Wolke über unsere Gegend und richtete eine gewaltige Überschwemmung an. Die Wassermenge strömte ungestüm gegen Winterthur, zerstörte alle Früchte der Erde, trieb die Leute aus den Ebenen auf die Berge und riß die Bäume mit den Wurzeln aus. Sie trug eine Frau, die in der großen Not auf einen Baum geklettert war, auf demselben von Winterthur bis nach Wülflingen. Die Gräben, die Straßen und Gassen waren ganz mit Wasser gefüllt. Auch in den Jahren 1342 und 1343 traten große Überschwemmungen auf. Ein kleiner, nicht schiffbarer Fluß, der bei Winterthur vorbeifließt, Töß geheißen, tobte so schrecklich, daß er in das nahe gelegene Frauenkloster eindrang, großen Schaden anrichtete und es mit dem Untergange bedrohte. Die Gelehrten meinten, ein rotglänzender Stern ziehe das Wasser an sich und lasse es herabgießen. Das Volk aber glaubte, die Sündflut sei im Anzuge; sie sei eine Strafe Gottes. Es verrichtete Gebete, machte Bittgänge und gab Almosen.

Die Mühlen in Winterthur.

Die wilden Völkerschaften, die in uralten Zeiten in unserer Gegend lebten, ernährten sich anfänglich nur durch Jagd und Fischfang. Auf ihren Wanderungen gelangten sie durch Tausch oder Raub in den Besitz von Getreide und lernten dessen Anpflanzung kennen. Der Feldbau zwang sie, das freie Umherschweifen aufzugeben und feste Wohnsitze zu nehmen.

Die erste Mahlvorrichtung war der *Mund*. Die breiten, starken Backenzähne besorgten in trefflicher Weise das Zerkleinern der Körner. Da das Kauen langweilig und mühsam war, benutzte man zum Mehlbereiten Steine, die *Kornquetscher* und Mahlsteine. Diese wurden später durch *Getreidestampfen* ersetzt, die aus einem hohlen Baumstrunk oder Stein mit einem Stößel bestanden. Das Heben des Stößels verursachte viel Mühe; deshalb suchte man sich die Arbeit zu erleichtern. Die kreisende Bewegung von zwei übereinander liegenden, flachen, runden Steinen führte zur Erfindung der *Handmühlen*. Die Steine lagen auf einem Holzblocke mit erhöhtem Rande, damit das Mehl nicht hinunterfiel. Der Bodenstein war fest; der Läufer hatte am Rande zwei Stöcke zum Herumdrehen. Solche Handmühlen wurden in Oberwinterthur gefunden. Weil das Drehen mühsam war, spannte man das Wasser in den Dienst, und es entstanden die *Wassermühlen*. Schon um das Jahr 800 standen solche Einrichtungen in der Limmat bei Zürich, und sie wurden nach und nach über das ganze Land verbreitet.

Die Grundherren hatten anfänglich allein das Recht, Mühlen zu bauen. Das war für die Hörigen eine Wohltat; denn sie konnten sich mit einem genügenden Mehlvorrat versehen. Aber auch der Herr hatte davon seinen Vorteil, weil die Leute ihm für die Benutzung der Mühle eine Abgabe entrichten mußten. Die ersten Mühlen waren somit herrschaftlich und sogenannte *Zwingmühlen*; denn die Einwohner mußten ihr Getreide auf die Mühle ihres Herrn bringen und durften es nicht anderswo mahlen lassen.



Untertor und Schlangenmühle. (Von J. U. Schellenberg. 1709—1795. Stadtbibliothek Winterthur.)

So ließen auch die Grafen von Kyburg bei Winterthur an der Eulach mehrere Mühlen bauen; die älteste war die *obere Mühle* (1241); die *untere* hieß später *Nießlis-*, *Stubenweg-* und *Vögelimühle* (1282). Rudolf von Habsburg verkaufte 1268 die *Steigmühle* an das Kloster Töb. Bei einem Gütertausche kam die Mühle an dem Werde (Insel in der Eulach), die *Werd-* oder *Rietermühle*, ebenfalls an dieses Gotteshaus (1277). Der Müller in Töb durfte nicht nach Winterthur mit Fuhrwerk kommen und da Getreide zum Mahlen einsammeln. Da das Spital in Winterthur viel Getreide als Einkommen erhielt, war es genötigt, eigene Mühlen zu bauen. So entstand die *obere Spitalmühle*, später *Siggen-*, *Neumühle* (1657) und *Schlangenmühle* genannt (1361); dann die *untere Spital-* oder *Teufelsmühle*, weil der Inhaber Teufel hieß. Die *Eckenwiesmühle* lag beim Hessengütli (1369). So sorgten sieben Mühlen für den Mehlvorrat der Stadt; da sie außerhalb der Ringmauer sich befanden, waren sie sehr der Feindesgefahr ausgesetzt.

In den ersten Zeiten besorgten die Bauern das Mahlgeschäft selber. Auf zweirädrigen Karren brachten sie das Getreide in die Herrenmühle, ließen es der Reihe nach durch die Steine gehen und führten das Mehl nach Hause. Schwarzbrot war auf dem Tische der Reichen und Armen. Aber bald wurde es notwendig, eine gewisse Ordnung einzuführen; einzelne Hörige zeigten für das Mahlen mehr Geschicklichkeit als andere. Der Grundherr ließ die Mühle einem geschickten Obermüller, der ihm dafür alle Jahre einen Zins, in Getreide, Schweinen, Hühnern, Eiern bestehend, abliefern mußte, und der von den Bauern einen Mahllohn bezog. So entstand der *Müllerberuf*. Im Müllergewerbe kamen nach und nach Verbesserungen zur Anwendung; man machte verschiedene Mehlsorten. Die Städte sorgten dafür, daß die Einwohner ihr Mahlgut gut und richtig erhielten, indem sie Müllerordnungen erließen. Die Müller mußten schwören, die Vorschriften genau zu halten, namentlich von den Kunden nicht zu viel Mahllohn, der in Mehl bestand, zu nehmen (von einem Mütt:

ein Immi*). Aber die Müller waren schlau und suchten sich zu bereichern, bis sie die Strafe ereilte.

Da die Müller wohlfeiles Futter in Hülle und Fülle hatten, konnten sie viel Federvieh und viele Schweine halten, wodurch die Nachbarn belästigt und geschädigt und die Bürger im Allmendgenuß benachteiligt wurden; deshalb beschloß der Rat in Winterthur: Ein Müller darf höchstens 6 Hennen und einen Hahn halten (1473); ferner nur 3 Schweine mästen; endlich 2 Pferde, 1 Füllen, 2 Kühe und 2 Kälber füttern. Aber diese Vorschriften gerieten in Vergessenheit und mußten von Zeit zu Zeit erneuert werden.

Mit der Zunahme der Bevölkerung trat das Bedürfnis zutage, neue Mühlen zu bauen; auch wollten viele Mehlbedürftige die Zwingmühlen nicht mehr benutzen. Das war aber mit großen Schwierigkeiten verbunden; denn fast alle Bäche und Flüsse gehörten der Obrigkeit. Nur wo eine alte, „ehhafte“ (gesetzliche) Mühlehofstatt war, konnte eine neue Mühle errichtet werden. Die Gemeinde Seuzach wollte eine Mühle bauen; aber die Müller in Winterthur, Töß, Oberwinterthur, Andelfingen und Neftenbach wehrten sich dagegen und erhielten recht, weil nicht nachgewiesen werden konnte, daß da früher schon eine solche gestanden habe. Der Müller in Oberwinterthur durfte nicht einmal ein verbessertes Wasserrad in seiner Mühle einrichten. Die Gewerbefreiheit machte dieser Engherzigkeit ein Ende.

* 1 Mütt = 4 Viertel = 36 Immi; 1 Zürcher Mütt = 82 Liter; 1 Winterthurer Mütt = 96 Liter.

Die Jagd.

In den ältesten Zeiten durfte jedermann frei fischen und jagen. Je mehr die Bevölkerung und die Bebauung des Landes zunahmen, desto geringer wurde die Zahl der wild lebenden Tiere. Damit das Wild nicht ganz ausgerottet wurde, mußten Vorschriften getroffen werden, welche das freie Jagen einschränkten. Die Grundherren, die Adeligen, allein hatten noch Jagdrecht; den Leibeigenen und Hörigen wurde das Fischen und Jagen streng verboten. Die Strafen für Zuwiderhandelnde bestanden in Blinden, Handabhauen, Füße braten usw. Nur Bären und Wölfe durften noch frei erlegt werden. Als die Wildtiere dennoch dem Aussterben nahe waren, mußte man sie durch Gesetze schützen. Das Jagdrecht ging an den Staat, an die Kantone über (Jagdregal). Man durfte nicht mehr das ganze Jahr jagen; für das Nutzwild kam eine Schonzeit zur Einführung. Der Gebrauch von Gift, Fallen, Netzen, Schlingen war streng untersagt; aber die Vergehen wurden milder bestraft und konnten mit Geldbußen gesühnt werden. Im Jahre 1474 verbot die Zürcher Regierung die Jagd auf Hirsche, Rehe, Wildschweine, Dachse, Füchse, Hasen und Rebhühner bei einer Buße von 2 Mark Silber (400—500 Franken). Nur wer einen Erlaubnisschein, ein Patent, hatte, durfte der Jagd obliegen. Die dem Landmanne nützlichen Vögel erhielten einen besondern Schutz. Dennoch war der Wildstand im steten Rückgange begriffen. Da erließ die Eidgenossenschaft, die Bundesregierung, in den Jahren 1875 und 1904 strengere Gesetze für den Wildschutz; sie führte auch Bannbezirke ein. Seitdem hat sich das Wild erheblich vermehrt.

Als die Jagd noch ein Vorrecht der Adeligen war, lagen nicht nur Herren, sondern auch Frauen weltlichen und geistlichen Standes dem Weidwerk ob. Hiezu wurden Hunde abgerichtet; das war die Hetzjagd. Aber zum Fange der Vögel zähmte man Falken und Habichte; das war die Beizjagd; wegen der Erfindung der Vogelflinte ist die letztere bei uns eingegangen.

In alter Zeit gab es in den Waldungen Winterthurs viele Falken, Weihe und Habichte; daher hat jetzt noch eine Bachrinne im Eschenberg den Namen Falkentobel. Es galt als eine große Kunst, solche Raubvögel zu zähmen und zur Jagd abzurichten. Der Falkner stand bei hoch und niedrig in hohem Ansehen. Lange Zeit beschäftigten sich in Winterthur manche Bürger mit der Falknerei. Die Habichte wurden jung aus dem Neste genommen oder man fing die alten mit Netzen oder Leimruten, indem man Tauben und Hühner als Lockvögel verwendete. Der Fang fand auch etwa so statt: Ein Mann, auf dem Rücken liegend, ganz mit Laub bedeckt, hatte in der linken Hand eine Henne oder Taube, lockte mit einer Pfeife den Habicht herbei und fing ihn mit der rechten Hand. Es war sehr schwierig, einen scheuen, wilden, freiheitsliebenden Raubvogel so abzurichten, daß er ruhig auf der linken Hand, die mit einem ledernen Handschuh bedeckt war, saß und auf die Stimme seines Herrn hörte. Die Zähmung erfolgte durch Hunger, Ermüdung und Verhinderung des Schlafes. Damit er vor den Menschen und Hunden nicht scheu wurde und sich an die Stimme seines Gebieters gewöhnte, nähte man dem Habicht vor dem Beginn der Abrichtung die Augenlider zu oder setzte ihm eine Lederkappe auf. Bei der Pirsch mußte er den Jägern vor- oder nachfliegen, das Federwild aufsuchen und in einen Busch treiben. Von einem hohen Baume oder Felsen stieß er wie ein Pfeil auf die Beute, Hasen und Vögel, herab und hielt sie fest. Auf den Ruf des Falkners eilte er wieder auf die Hand zurück und ließ sich da mit dem Lederriemen festbinden. Damit er nicht verloren gehe, trug er an einem Fuße eine Schelle.

Mit den gezähmten Habichten wurde von Winterthur nach dem Auslande ein einträglicher Handel getrieben; denn im Jahre 1470 galt ein solcher Vogel zwei Dukaten. Die Winterthurer Falkenhändler Anton Mathis (1538), Sebastian Habs (1573) und Michel von Eich (1618) reisten mit abgerichteten Vögeln nach Deutschland, Italien und Frankreich. Noch im Jahre 1640 ersuchte der Markgraf Friedrich von Baden den

Rat in Winterthur, dem Bürger Heinrich Schneider zu erlauben, daß dieser ihm Falken verkaufe. Wollte man die Gunst fremder Fürsten erwerben, so schenkte man ihnen abgerichtete Habichte. So verehrte der Geistliche Hans von Landenberg aus Winterthur dem Kaiser Max in Deutschland einen solchen Vogel und wurde dafür reichlich belohnt (1518).

Im Jahre 1502 kam der Bischof Hugo von Konstanz nach Winterthur und wollte im Eschenberger Walde die jungen Habichte aus den Nestern nehmen. Das taten auch umwohnende Adelige. Dies wollten aber die Winterthurer nicht geschehen lassen; denn sie meinten, das Jagdrecht im Eschenberg gehöre ihnen allein. Es kam zu einem schweren Streite, der in Tätlichkeiten ausartete. Die Regierung entschied, nur die Bürger in Zürich seien berechtigt, im ganzen Zürcher Gebiete dem „Federspiel“ obzuliegen. Die Übeltäter von Winterthur mußten hohe Bußen bezahlen und Schadenersatz leisten. In der Folgezeit waren zwischen Zürich und Winterthur wegen der Jagd im Eschenberg noch viele Streitigkeiten. Um dem Zwiste abzuhelpen, wurde für Winterthur der Eschenberger Wald als besonderer Jagdbezirk ausgeschieden (1718).

Auch in späterer Zeit gab es noch Bären und Wölfe in unserer Gegend. Im Jahre 1532 hauste ein großer Bär im Töbital bei Steg, am Fuße des Hörnli. Drei beherzte Geistliche machten sich auf, ihn zu erlegen; aber das wütende Tier zerbrach die Spieße von zweien, brachte die Männer unter sich und verwundete sie schwer. Da eilte der dritte, Sebastian Hegner von Winterthur, herbei, stieß dem Untier seinen Spieß in den weit geöffneten Rachen und hielt es fest, bis andere Männer kamen und die Bestie totschlugen.

Da auch Wölfe in der Umgegend von Winterthur ihr Unwesen trieben, wurde in der Stadt eine Wolfswacht gebildet. Wenn vom Kirchturme herab die Sturmglocken heulten und das Zeichen gaben, es seien Wölfe eingebrochen, mußten 75 Bürger schnell mit Garnen, Hellbarten, Spießern und Feuerrohren beim Rathaus erscheinen, zum Auszuge auf die Wolfsjagd bereit und den Befehlen ihres Hauptmannes gehorsam sein (1654).

Das Postwesen.

In alter Zeit besorgte der *Stadtläufer* für Winterthur das Postwesen. Er wurde von Schultheiß und Rat gewählt und hatte für diese die mündlichen und schriftlichen Befehle zu vertragen, wobei er reinen Mund halten mußte. Ebenso lag ihm ob, die Briefe, welche ihm Bürger und Fremde über-



Alte Postkutsche. (Von J. J. Biedermann. 1763—1830.)

gaben, an den Bestimmungsort zu bringen; dabei war es ihm strenge verboten, sie aufzubrechen und den Inhalt andern Leuten mitzuteilen. Endlich mußte er Geldsendungen an den richtigen Zahlungsort in- und auswärts bringen und durfte davon ja nichts für sich oder andere verbrauchen. Für eine Meile Weges (etwa anderthalb Wegstunden) erhielt er drei Schilling Lohn (etwa $1\frac{1}{2}$ Fr.). Mußte er an einem Orte lange warten, oder war die Reise so weit, daß er übernachten mußte, durfte er für den Tag und die Besoldung nicht mehr als sechs Schilling verlangen; dagegen war ihm gestattet, ein Geschenk anzunehmen. Den Botendienst durfte er niemandem abschlagen. Er mußte einen Eid schwören, diese Vorschriften genau zu halten. Für den Schaden, der durch seine Nachlässigkeit entstand, hatte er eine Bürgschaft durch einen angesehenen Bürger zu leisten oder bei Schultheiß und Rat ein Haft- oder Pfandgeld (Kaution) zu hinterlegen (1521).

Später gab es in Winterthur noch viele nicht städtische Boten, die nach den umliegenden Städten gingen; manche von ihnen waren untreu oder liederlich, wodurch die Leute zu

Schaden kamen; deshalb gab der Rat den beiden Stadtläufem Geleitszeichen, *Botenschild* genannt. Sie leisteten zusammen ein Haftgeld von 7000 Franken (1759).

Schon im 15. Jahrhundert errichteten die Kaufleute in Zürich nach St. Gallen eine Postverbindung, die wöchentlich drei- bis sechsmal durch Boten, Wagen und Fuhrwerk ausgeführt wurde. In Winterthur gab es noch keine öffentliche *Briefablage*. Beim Gasthof zum „Wildenmann“ wurden die Pferde der Postwagen gewechselt und da die Briefe abgegeben. Das *Briefgeld* (Porto) mußte von dem Empfänger dem Wirte bezahlt werden; es war verschieden: je größer die durchlaufene Strecke, desto größer der Betrag. Die Briefe wurden nicht vertragen, sondern mußten im „Wildenmann“ abgeholt werden; deshalb blieben sie da oft tagelang liegen. Manche Leute kamen aus Neugierde herbei und lasen dieselben, obgleich sie aus der Adresse (Aufschrift) ersahen, daß sie nicht ihnen gehörten. Der Rat in Winterthur suchte das *Briefgeheimnis* zu schützen, indem er die Einsichtnahme durch Fremde verbot und dem Wirte befahl, die Postsendungen sorgfältig zu verwahren (1686 und 1753).

Um den vielen Übelständen abzuhelfen, errichteten die Kaufleute in Winterthur eine *Poststube* mit einem Angestellten, was von Zürich genehmigt wurde (1789). Mit der Einführung der Handels- und Gewerbefreiheit nahm der Postverkehr so sehr zu, daß in Winterthur ein *Posthaus* gemietet werden mußte, in dem der Postmeister wohnte (1805). Es war das Mörsburgerhaus, Marktgasse Nr. 2, das jetzt Herrn Vergolder Müller gehört. Mit Zürich wurde eine tägliche Postverbindung durch Wagen errichtet, die auch von Personen benutzt werden konnten. Da der Verkehr immer mehr zunahm, mußten größere Postgebäude bezogen werden: 1848: das Haus zum „Steinfels“, mittlere Marktgasse Nr. 31; 1860: untere Stadthausstraße Nr. 20 (Magazine Klopstock); 1869: Stadthausstraße Nr. 141, jetzt Kantonalbank; 1899: das neue Postgebäude, gegenüber dem Bahnhof, von der Schweiz für nahezu eine Million Franken erbaut. Im Jahre 1852 hatte der



Alter Bahnhof mit Untertor. (Von Beck, ca. 1856.)

Telegraph seinen Einzug gehalten und am 1. Februar 1883 war die Telephonzentrale eröffnet worden mit 35 Abonnentenanschlüssen und vier Drähten nach Zürich.

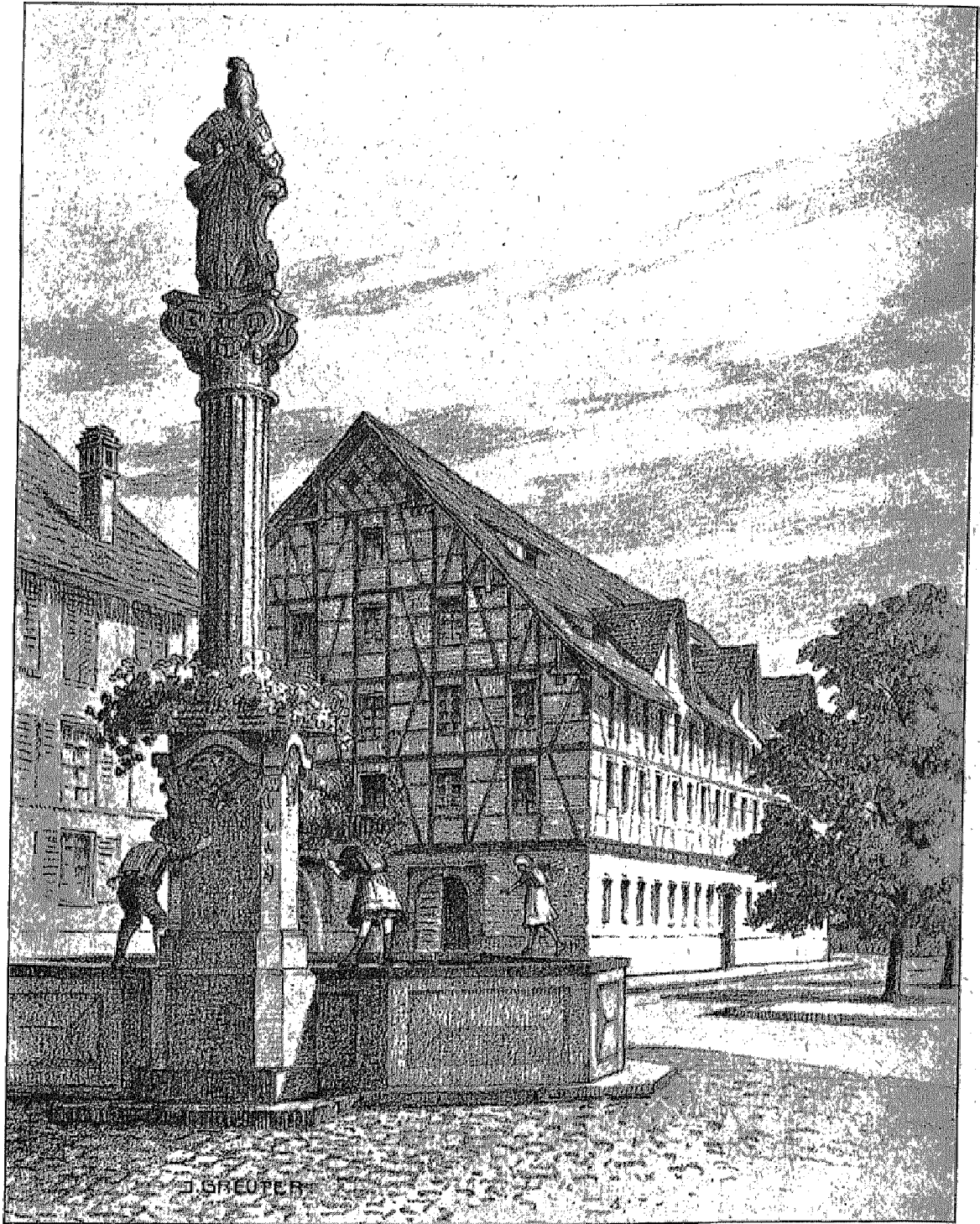
Mit dem Jahre 1803 hatten die *Kantone* das ausschließliche Vorrecht, das Postwesen zu verwalten (*Postregal*). Der Kanton Zürich führte für sein ganzes Gebiet die gleiche, *einheitliche Brieftaxe* ein (1843). Von Winterthur aus wurden auch die Briefe und Postsachen für die umliegenden Gemeinden besorgt. Im Jahre 1847 kamen nach Winterthur wöchentlich 84 Postwagen und 22 Fußboten.

Im Jahre 1848 ging das Postregal von den Kantonen an die *Schweizerische Eidgenossenschaft* über; die Schweiz erhielt einheitliche Postwertzeichen (*Briefmarken*) und Einheitssteuern. Mit dem Bau der Eisenbahnen wurden Handel und Verkehr noch mehr gefördert. Es wurden eröffnet: Im Jahre 1855 die Bahnlinien Winterthur-Oerlikon, Winterthur-Romanshorn, Winterthur-Flawil; 1856 Oerlikon-Zürich, Flawil-St. Gallen; 1857 Winterthur-Schaffhausen; 1875 Winterthur-Singen-Konstanz, Winterthur-Bauma; 1876 Bauma-Wald-Rüti, Winterthur-Bülach-Koblentz. Die Postwagen verschwanden. Im Jahre 1785 gab es in Winterthur etwa 15 000 Briefe, im Jahre 1912 über vier Millionen.

Das Trinkwasser.

Seit den ältesten Zeiten ist die Versorgung mit Trinkwasser für eine Ortschaft von großer Wichtigkeit. Unreines Wasser hat ansteckende Krankheiten zur Folge. Der Rat in Winterthur war deshalb von jeher darauf bedacht, die Leute genügend mit gutem Quellwasser zu versehen. Viele Meter unter der Erdoberfläche der Stadt fließt das Grundwasser hindurch. Zu diesem grub man tiefe Löcher und mauerte sie aus. Mit einem Wagebalken, der die Form eines Galgens hatte, ließ man den Eimer hinab, der sich mit Wasser füllte, und der dann wieder heraufgezogen wurde. Ein solcher Sod- oder Ziehbrunnen (Zisterne) hieß deshalb *Galgbrunnen*. Winterthur hatte zwei solche Wasserspender; sie waren in der Neustadt und in der Metzggasse, 15 bis 18 Meter tief. Ein hölzernes Häuschen bedeckte die Öffnung. In manchen Häusern gab es auch noch solche Zisternen. In Zeiten großer Trockenheit waren sie wasserarm; so konnte im Jahre 1509 der Boden beider Sodbrunnen mit einem Besen gereinigt werden; aber da sie innerhalb der Stadtmauer lagen, konnte der Feind sie bei einer Belagerung nicht zerstören.

Auf den umliegenden Höhen sickert der Regen in die Erde und tritt als ein frisches, reines Trinkwasser wieder zutage. Nach und nach wurden auf dem Brühl, Eschenberg, Lindberg und Wolfensberg über 100 Quellen entdeckt, deren Wasser in Brunnenstuben gesammelt und in hölzernen Röhren, Teuchel genannt, in die Stadt geleitet wurde. Der Rat ließ nach und nach auf großen Plätzen und in den Gassen 28 *öffentliche Brunnen* erstellen; die Kosten mußten die Einwohner durch Steuern decken. Die gesamte Wasserleitung hatte eine Länge von mehr als 36 Kilometern. Reiche Leute hatten ihre eigenen Quellen und Brunnen. Das Beschädigen der Teuchel und Verunreinigen der Brunnen war bei hoher Geldbuße verboten. Mägde, die das Wasser besudelten, konnten zur Strafe während einiger Stunden an ein Eisen beim Brunnen gefesselt werden. Frauen, Knaben und Mädchen



Alter Brunnen mit Kaserne. (Von J. Greuter. 1921.)

mußten jeden Tag das Wasser in Gelten und Kesseln holen und in die Küche hinauftragen. Es gab auch Wasserträger, die für eine „Tanse“ zehn Rappen verlangten. Die Aufsicht über die Brunnen lag einem Brunnenmeister ob. Der Rat sorgte auch für Brunnenschmuck; er ließ Bett und Säule aus Stein erstellen, wie dies jetzt noch beim Technikum zu sehen ist.

Als die Bevölkerung zunahm, genügte das Wasser aus den laufenden Brunnen nicht mehr; man mußte für Vermehrung sorgen. Der Rat wollte das Quellwasser am Tößrain im Linsetal in die Stadt leiten; aber die Fabrikbesitzer an der Töß erhoben Einsprache. Da tauchte das Vorhaben auf, einen großen Sodbrunnen zu bauen, um den Ort genügend mit Wasser zu versehen; aber der Plan kam aus verschiedenen Gründen nicht zur Ausführung. Endlich wurde eine sehr glückliche Lösung gefunden. Die Stadt kaufte die vortreffliche *Buchenrainquelle* bei *Rikon* im *Tößtal*, 522 m über Meer, und leitete sie nach Winterthur (1870). Die Entfernung beträgt 9930 m oder mehr als zwei Wegstunden. Die Leitung besteht aus gußeisernen Röhren. Auf dem Eschenberg ist das Hochreservoir. Das Wasser hat 75 m Fall, steigt deshalb in alle Häuser hinauf. Es hat viel Druck und kann auch zum Löschen der Feuersbrünste verwendet werden (Hydranten). Die Quelle, die durch andere noch vermehrt wurde, liefert viel Wasser, auf den Kopf täglich etwa 150 Liter. Winterthur hat eine vortreffliche *Trinkwasserversorgung*, die einen Wert von zwei und einer halben Million Franken besitzt.

Das Lörlibad und das Goldbad.

Das Lörlibad lag oben am Südrande des Lindberges beim Mockentobel. Der Name kommt von Lören, die Lerchtanne, die Lärche, oder von Loren, eine Waldung mit Steingeröll. Im Jahre 1471 war es ein umzäunter Hof, zu dem drei Häuser, das Bad, Wiesen, Äcker, Weideland und Weinreben gehörten. Winterthur kaufte das ganze Gut mit drei Quellen und leitete das Wasser in die Neustadt zu der *obern Badstube*, die nun den Namen *Lörlibad* erhielt (1527). Dem Wasser schrieb der Arzt Hans Heinrich Hegner große Heilkräfte zu; es stärke und wärme Brust und Magen, vertreibe das Fieber, reinige Leber und Nieren, verjage das Hüft- und Rückenweh und heile alle Krankheiten der Haut (1678). Das Lörlibad bestand aus einem großen Badhause mit Wirtschaft und Nebengebäuden, Scheune und Stall. Darin waren: 4 Badkammern mit 28 Bad- und Schwitzständen, ein Speisesaal, 13 Zimmer, 2 Küchen und ein großer Weinkeller (1850).

Das Recht, eine Badanstalt zu erstellen, gehörte dem Grundherrn. Österreich übergab die Badstube in Winterthur der Familie Schultheiß als Erblehen (1349). Bei einer sehr hohen Buße durfte niemand eine andere Badstube errichten. Nachdem Winterthur unter Zürich gekommen war, erhielt es die Freiheit, noch eine zweite Badstube einzurichten. Sie lag in der Metzggasse und hieß die *untere Badstube*. Zu ihr wurden die drei Goldquellen vom Heiligenberg geleitet. Sie führten diesen Namen, weil sie feine, erdige, gelbe Teile enthielten. Die untere Badstube wurde deshalb das *Goldbad* genannt. Der Arzt Anton Künzli versicherte, das Wasser befreie die Leute von folgenden Übeln: Es lindert die Schmerzen der Brust und des Rückens; es befördert den Auswurf und macht leichten Atem; es nimmt alle Müdigkeit hinweg; es löst die Beschwerden des Kopfes und erweicht die verstopften Nasenlöcher; es befreit das Blut von allen sauren Feuchtigkeiten; es vertreibt die Nierensteine und heilet alle Beschwerden und Unreinigkeiten der Haut (1705). Die Badanstalten wurden,

von der Stadt gegen einen jährlichen Zins als Lehen vermietet. Im Jahre 1806 wurde das Goldbad niedergerissen und an seiner Stelle drei Häuser gebaut. Das Siechenhaus Sankt Georgen hatte eine besondere Badstube.

In alter Zeit wurden die Badstuben nicht nur von den Einwohnern der Stadt, sondern auch von Fremden sehr häufig besucht. Der Rat in Winterthur erließ eine Badordnung. Wer einen ganzen Tag badete, zahlte nach unserem Gelde zwei Franken und einen Franken für das Heizen. Männer und Frauen durften nicht beisammen sein. Wer mit einer ansteckenden Krankheit behaftet war, dem wurde das Bad versagt. Wer den andern allzu stark bespritzte, zahlte einen Franken Buße. Wer wüste, grobe Worte führte oder Gott lästerte, entrichtete eine Buße von 5 Fr. und mehr (1537).

Die heißen Bäder verscheuchten alle Krankheiten. Wenn der Badende genug geschwitzt hatte, legte er sich auf den Boden, um sich abzukühlen. Dann kamen die Reiber, rieben ihn, begossen ihn, wuschen ihn mit Seife und schoren ihm die Haare ab. Nachdem er nochmals mit warmem Wasser übergossen worden war, ruhte er ein wenig auf einem Bette aus. Der Badmeister war somit auch ein Scherer und Rasierer. Er zog aber auch Zähne aus, richtete verrenkte Glieder ein, verband Wunden, schröpfte und ließ zu Ader. Die Badstuben waren die Heilplätze des Volkes.

Das Neuhaus.

Im Jahre 1501 zerstörte das Feuer an der Marktgasse das Haus des Sattlers Konrad Jucker. Der Rat kaufte die Brandstätte, vereinigte mit derselben einen Teil des obern Spitals und ließ auf dem erweiterten Platze ein Gebäude errichten, das den Namen das *neue Haus* erhielt. Der untere Teil desselben umfaßte die *Brotlaube* und das *Schmalzhaus* — das waren Räume zum Verkauf von Brot und Butter — und die *große Wage* zum Abwägen der Kaufmannswaren. In den zwei obern Stockwerken befanden sich zwei durch das ganze Haus gehende Säle, die so groß waren, daß in jedem 3—400 Personen bequem Platz hatten. Im Jahre 1594 fand ein Umbau statt, bei welchem das Innere fast unverändert blieb, die Vorderseite gegen die Marktgasse hin aber die jetzige Gestalt erhielt. Bei der Einweihung erschienen von Zürich 37 reiche Bürger, die zum Gastgeschenk einen prächtigen, silbernen Becher brachten, der an einer Wand des Hauses abgebildet wurde.

Das Neuhaus war ein öffentliches Gebäude und wurde als Versammlungsort bei allen Festlichkeiten der Stadt benutzt. Hier wurde der Albaniwein an die Bürger ausgeschenkt; hier erhielten die durchreisenden schweizerischen und fremden Gesandten, alle hohen Besucher unentgeltliche Bewirtung; hier führten Einheimische und Fremde Theaterstücke auf; hier zeigten Sänger und Sängerinnen ihre Kunst; hier bekamen die von den militärischen Übungen heimkehrenden Soldaten und Kadetten eine Erfrischung.

Im 18. Jahrhundert nahm in Winterthur der Handel einen bedeutenden Aufschwung; deshalb wurde die Brotlaube aus dem Neuhaus entfernt und der freigewordene Raum zur Aufnahme von Kaufmannsgütern bestimmt. So wurde das Gebäude zu einem *Waghaus*, in dem von Zeit zu Zeit umherziehende Schauspieler die Einwohner mit ihren Theaterstücken erheiterten und belustigten.

Mit dem Bau von Eisenbahnen wuchs der Handel noch mehr. Es wurde notwendig, in der Nähe des Bahnhofes ein

Lagerhaus für die Waren zu bauen. Als die Räume des Waghauses leer geworden waren, beschlossen die Bürger, das Gebäude in guten Stand zu stellen, damit in demselben die städtischen Kunstsammlungen aufbewahrt werden konnten. So entstand die *Kunsthalle*, die im Sommer 1865 eröffnet wurde. Die Gemälde und Kunstgegenstände konnten an Sonntagen von reich und arm unentgeltlich besichtigt werden. Später errichtete die Stadt im untern Teile des Hauses einen *öffentlichen Lesesaal*.

Die Sammlungen der Vereine und Schulen vermehrten sich, so daß für sie nicht mehr genügend Platz vorhanden war. Die Stadt erbaute für sie ein schönes, großes Gebäude, das *neue Museum*, das über eine Million Franken kostete und am 2. Januar 1916 eingeweiht wurde. Aus Liebe zu ihrer Vaterstadt schenkten hiezu reiche Bürger große Summen, so daß mehr als die Hälfte der Ausgaben von ihnen bezahlt wurde.

Die Beleuchtung.

In Alt-Winterthur war es mit der öffentlichen Beleuchtung sehr übel bestellt. Zu nachtschlafender Zeit umhüllte Finsternis die Stadt. Wer nächtlich einen Ausgang machte, nahm eine leuchtende Laterne mit sich, sonst war er nicht sicher, in den Rettenbach oder einen andern Graben zu fallen. An den Eckhäusern der Gassen und auf Säulen waren Feuerpfannen angebracht, die mit Harz gefüllt waren. Brach in der Nacht Feuer oder Krieg aus oder war ein festlicher Anlaß, so wurde das Pech angezündet und verbreitete eine düstere, rauchende Helle. Brach aber ein Sturm los, so mußten wegen der Feuersgefahr die Lichtspender gelöscht werden.

Die Einwohner klagten oft über den Übelstand der nächtlichen Unsicherheit. Da rafften sich die Leute im „Goldenen Winkel“ beim Käfig- oder Zeitglockenturm (vom „Reh“ bis zur „Krone“) auf und errichteten auf ihre Kosten zur Beleuchtung des engen Durchganges eine Laterne in der Gasse (1796). Das Beispiel fand bald Nachahmung in der Markt-gasse, so daß es um das Jahr 1800 in der ganzen Stadt vier Laternen hatte, in welchen in der Nacht Kerzen brannten; ihre Zahl stieg nach und nach auf 19. Da die Kerzen zu wenig Licht verbreiteten, wurden sie durch Öl ersetzt. Die Hauseigentümer waren es satt, die Gassen auf ihre Kosten zu beleuchten. Mit großer Mehrheit der Bürger wurde beschlossen, die Stadt habe die Lasten zu tragen. Dafür mußte jeder Bürger alljährlich die Laternensteuer, etwa drei bis fünf Franken, bezahlen.

In Gassen und Häusern wurden später die Kerzen und das Öl durch das billigere Petrol verdrängt. Wie freute man sich, daß man keine Lichtputzschere mehr brauchte! Aber auch bei diesem Fortschritt blieb man nicht stehen. Manche reiche Bürger bildeten einen Verein, legten Geld zusammen und ließen ein Gaswerk erbauen (1859). Als sich die neue Einrichtung bewährte, kaufte die Stadt die ganze Anlage und zieht aus derselben großen Nutzen (1872). Die öffentliche

Gasbeleuchtung wurde eingeführt. Zur Gasbereitung braucht es aber viele Steinkohlen. Die Schweiz hat dieses treffliche Mineral nicht; sie muß es von dem Auslande beziehen. Dadurch wandert viel Geld in die Fremde. Während des Krieges sind die Kohlen sehr teuer und fast nicht erhältlich. Darum trachtete man darnach, das Gas durch eine andere Leuchtkraft zu ersetzen. Der Fall des Wassers wird zur Gewinnung elektrischer Kraft benutzt. Winterthur wird jetzt elektrisch beleuchtet. Welch ein Unterschied zwischen den Feuerpfannen der alten Zeit und dem taghellen elektrischen Lichte der Gegenwart!



Das Löschwesen.

Die meisten Häuser in Alt-Winterthur waren aus Holz erstellt, klein, einstöckig und eng beisammen. Ihr Bau erforderte nicht viel Geld. Ihre Dächer bestanden aus Schindeln und Stroh. Die Reichen besaßen Häuser, deren erstes Stockwerk aus Stein erbaut war. Da die meisten Einwohner sich mit Landwirtschaft beschäftigten, umgaben die Wohnungen Scheunen und Ställe, die mit Heu und Stroh gefüllt waren. Brach ein Brand aus, so war die ganze Stadt in Gefahr, denn die brennenden Schindeln flogen umher und entzündeten andere Gebäude. Feuersbrünste, die größere Teile der Stadt verzehrten, waren deshalb trotz der großen Wachsamkeit der Einwohner nicht selten. So berichtet Johannes von Winterthur: Im Dezember 1313 brach in Winterthur Feuer aus und legte den obern Teil der Stadt in Schutt und Asche. Über 20 Menschen flüchteten sich in die Keller und erstickten da vor Rauch und Glut. Der Rat suchte neuem Unheil Einhalt zu tun und erließ eine Verordnung, wie man in Zukunft die Häuser bauen müsse. Er bestimmte den Lohn für die Maurer und Zimmerleute und setzte fest: „Wer auf eine Hofstätte ein Haus aus Stein erbauen will, muß die Mauer wenigstens zwei Stockwerk hoch und lang erstellen lassen.“ Hölzerne Häuser durften nur nach den Vorschriften der Bauaufseher errichtet werden (1314).

Der steten Feuersgefahr trat man auf jede mögliche Weise entgegen. Auf einem Kirchturm war Tag und Nacht ein Feuerwächter, der bei Brandausbruch sofort mit der großen Glocke Sturm läuten mußte. Feuerschauer untersuchten mehrmals im Jahre die Koch- und Heizeinrichtungen. Brach in der Nacht der Sturm los, so mußten die Windwächter bis am Morgen durch alle Gassen marschieren und auf das Feuer Obacht geben. Durch die Stadt floß der Rettenbach, der ungedeckt war, damit man das Wasser sofort zu jeder Zeit benutzen konnte. An Sonn- und Feiertagen mußte in jedem Hause ein Erwachsener bleiben. In den Wohnungen waren

Die Feuers-Drüst zu Winterthur
den 4^{ten} Herbstmonat 1749



Wie rennt, wie drängt man sich mit dieser Blüt zu kämpfern?
 des kurzen Feuers Schreck entzündt die rege Pflicht.
 Bereit, des ewigen Feuers gerechtesten Zorn zu dämpfen?
 Ihr schlaft! Es droht, es flammt, es naht, und weck euch nicht!
 Einer Jugend liebenden Jugend ab der Bürger-
 lichen Bibliothec verehrt auf den Neujahrs Tag 1750.

Holdertor, 1749. Links: Blick in die Neustadt mit Hexenturm.

stets Feuereimer, mit Wasser gefüllt. In jeder Gasse gab es Leitern und Feuerhaken.

Trotz aller Vorsicht konnte manchmal das Feuer um sich greifen; deshalb traf der Rat neue Vorschriften. Bei Feuerausbruch mußten sofort 100 Mann hinzueilen, mit Leitern auf die Dächer steigen und die Vergrößerung des Brandes abwehren. Alte und junge Leute, Männer und Frauen, hatten mit Gelten und Geschirr herbeizueilen, Wasser zu bringen und zu löschen. Ferner sprangen 50 Mann mit Harnisch und Gewehr zum Rathaus und warteten da auf die Befehle ihres Hauptmannes. Endlich marschierten zwölf Mann zum Rettenbach und schöpften mit Geschirren, damit stets genug Wasser vorhanden war.

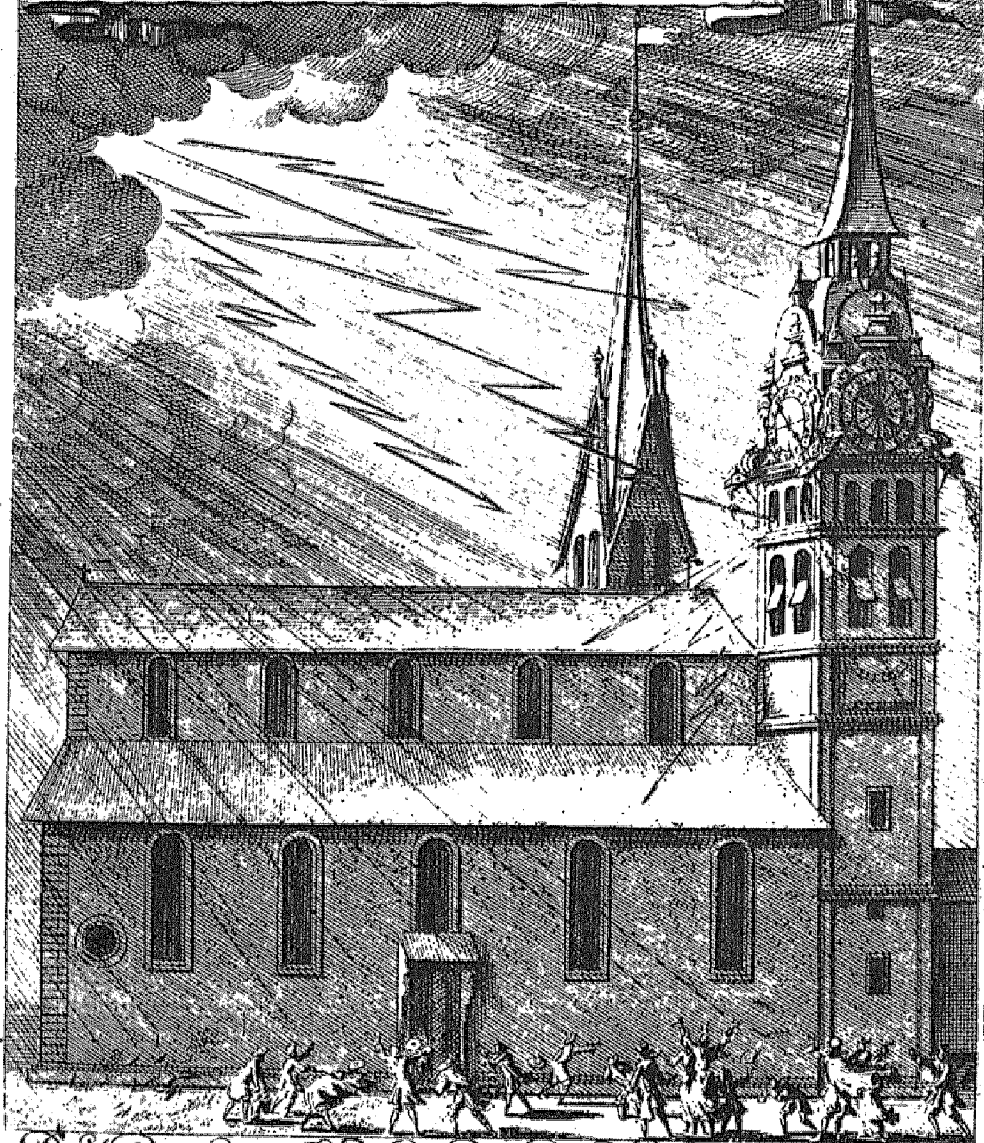
Auch diese Anordnungen konnten es nicht verhüten, daß Teile der Stadt in Asche versanken. Da schaffte der Rat eine Feuerspritze an (1650). Vermittelst dieser Erfindung konnten kräftige Männer das Wasser in die Höhe pumpen. Die Maschine bewährte sich so gut, daß trotz großer Kosten neue angeschafft wurden. Im Jahre 1760 besaß Winterthur vier Feuerspritzen, 30 Feuerleitern, 21 Feuerhaken und 167 Feuerkübel. Die Gebrüder Sulzer lieferten die zehnte Feuerspritze im Jahre 1837; sie kostete etwa 10 000 Franken. In der Gegenwart muß man nicht mehr schweißtriefend das löschende Wasser auf die brennenden Gebäude pumpen; das besorgt unsere vortreffliche Wasserversorgung, die mit Hydranten versehen ist.

Die Stadtkirche.

Im Dorfe Niederwinterthur stand ein kleines Bethaus, eine Kapelle. Nachdem der Ort von der Kirche in Oberwinterthur losgetrennt worden war (1180) und das Stadtrecht erhalten hatte, wurde an ihrer Stelle ein größeres Gotteshaus erbaut. Der untere Teil bestand aus Stein, der obere aus Holz. Das Dach war mit Schindeln gedeckt. Da brach im Jahre 1244 in Winterthur eine fürchterliche Feuersbrunst aus, welche nicht nur viele Häuser, sondern auch die Stadtkirche in Asche legte. Nun war guter Rat teuer: zum Wiederaufbau des Gotteshauses fehlte das Geld. Kurze Zeit vorher war in Winterthur eine Kriegssteuer gesammelt worden. Auf viele Bitten hin erlaubte der Bischof von Konstanz, diese Abgabe zur Errichtung einer neuen *Kirche* zu verwenden. Im Jahre 1361 trat wieder Unheil ein. Wegen Nachlässigkeit des Wächters verbrannte der Kirchturm und die Glocken stürzten schmelzend in die Tiefe. Folgenden Jahres wurde er wieder aufgebaut und der Rat ließ in Ravensburg fünf neue Glocken gießen. Hiefür mußte die Stadt wieder viel Geld ausgeben.

Nachdem Winterthur ganz von der Kirche in Oberwinterthur losgekauft worden (1482), von der österreichischen Schuldenlast befreit und unter die Regierung von Zürich gekommen war, beschloß der Rat, an die Stadtkirche einen zweiten *Turm* zu erbauen und so dem Orte ein schöneres Aussehen zu geben. Es dauerte vier Jahre, bis der Turm vollendet war (1486—1490). Auch ein neues Pfarrhaus wurde errichtet (1485). Die Steine wurden beim Heiligenberg gebrochen. Beim Aufzug der schweren Lasten riß das große, dicke Seil; deshalb wandte man sich nach Schaffhausen, um ein anderes zu bekommen. Die beiden Türme hatten ungleiche Höhe; der alte war höher, mit einem Spitzhelm gekrönt und hieß deshalb der spitzige; der neue war niedriger, mit einem Pultdach versehen und führte darum den Namen: der stunzige. Er hatte viel dickere Mauern als der andere; denn er mußte zwei neue, sehr schwere Glocken tragen. Die Schüler

Sehr herrlich mit Gewalt
Des Herrens Stimme erschallt.



Erstrecklich, ungewohnt, des Donner's Gottes Stimme
Mit Stürmen Straal und Glitz, auf heute wirdt gehört:
Nebes Hinterthur, büßfertig, es annehmen
Gontt kommt Gott dir bald, Sein Horn dich gar verzehret

In einem Inlegens Buchlein und Augenspiegel, zum
Lernen und Erbauung, gedruckt ab der Magnificen Bibliothec
In Winterthur vermisst am Sonn, Michaelis Tag 1726.

* Am 18. Septemb. 1725.

J. M. F. S.

Stadtkirche Winterthur. 1725.

zogen sie hinauf. Nachher wurden die Glocken getauft; vornehme, reiche Bürger und Frauen waren ihre Paten. In dem neuen Turm befindet sich ein feuerfester Raum, das Kirchengewölbe. Da war der Ratstrog, ein starker, eisenbeschlagener, liegender Schrank, in dem die Stadt Urkunden, Geld und andere Wertsachen aufbewahrte. Erst 1659 baute man den südlichen oder stunzigen Turm zur jetzigen Höhe auf.

Zur gleichen Zeit war auch der Plan gefaßt worden, eine neue *Kirche* zu bauen; aber es fehlte das Geld. Reiche und arme Leute machten nun Schenkungen. Im Jahre 1501 fing man mit dem Bau an. Das alte Schiff wurde niedergerissen, aber das Chor und die beiden Türme ließ man stehen. Der Heiligberg lieferte wieder die Steine. Die Vollendung schritt nur langsam vorwärts, weil die Stadtkasse leer war. Nun war in Winterthur eine Religionssteuer gesammelt worden, die man ins Ausland hätte abliefern sollen. Dem Rate gelang es, diese Summe zu behalten und für den Weiterbau der Kirche zu verwenden. Aber erst im Jahre 1515 war die Kirche fertiggestellt und konnte dann eingeweiht werden.

Um die Kirche dehnte sich der *Kirchhof* aus; da wurden die Toten beerdigt. Da Winterthur in früherer Zeit nur etwa 2—3000 Einwohner zählte, bot er für die Gestorbenen genügend Raum. Wenn aber die Pest ausbrach, so entstand Platzmangel. So war es im Jahre 1611. Die Seuche raffte in sieben Monaten 1145 Personen dahin. Ganze Familien: Vater, Mutter und Kinder sanken plötzlich ins Grab. Der Schulunterricht war eingestellt. Die Toten gefährdeten die Gesundheit der Lebenden; deshalb wurde der Totenacker außerhalb der Stadt nach Sankt Georgen verlegt (1826), noch später an den Fuß des Lindberges wegen der Vermehrung der Einwohnerzahl. Jetzt befindet sich der Friedhof am Rosenberg mit einem Gebäude zur Leichenverbrennung.

Sitten und Gebräuche.

a) Nahrung, Kleidung, Tabak.

In früherer Zeit bildete das Fleisch nicht die Hauptnahrung der Einwohnerschaft wie jetzt. Morgens und abends kam Habersuppe oder Habermus auf den Tisch; dazu wurde Milch getrunken. Zucker, Schwarztee und Kaffee waren unbekannte Dinge. Um das Jahr 1700 fingen reiche Leute an, nach dem Essen eine Tasse schwarzen Kaffee zu trinken. Man meinte, er schade der Gesundheit. Die Zürcher Regierung verbot deshalb bei einer Buße von 20 Franken, in den Wirtshäusern Kaffee auszuschenken. Es half nichts.

Die ersten Kartoffeln wurden in Winterthur mit großem Mißtrauen empfangen (1735); es hatte sich der Aberglaube verbreitet, sie würden Fieber verursachen. Kinder, welche Erdäpfel aßen, wurden verachtet; in der Schule wollte niemand neben ihnen sitzen. Man war der Ansicht, die Kartoffeln seien nur eine Speise für Bettler und Schweine. Als aber Mißwachs eintrat und eine Hungersnot entstand, änderte sich die Meinung. Der Rat beförderte den Anbau der neuen Frucht und gab den armen Bürgern unentgeltlich Erdäpfel, damit sie damit die Rütenen auf dem Lindberg und der Breite auf dem Heiligberg anpflanzen und sich so vor Not schützen konnten (1770). Das Brot der Armen stieg immer mehr in der Achtung der Leute.

Die Bürgerschaft kleidete sich einfach. Nur die reichen Leute trieben großen Luxus in der Bekleidung und stolzierten in Samt und Seide einher, so daß die Regierung strafend und verbotend einschreiten mußte. Die Männer trugen einen langen Rock, kurze Hosen bis zu den Knien und Schnallenschuhe. Perücke, Haarbeutel und ein langer Zopf schmückten ihr Haupt. Die eindringenden Franzosen machten dem unmännlichen, verunstaltenden Kopfputz ein Ende.

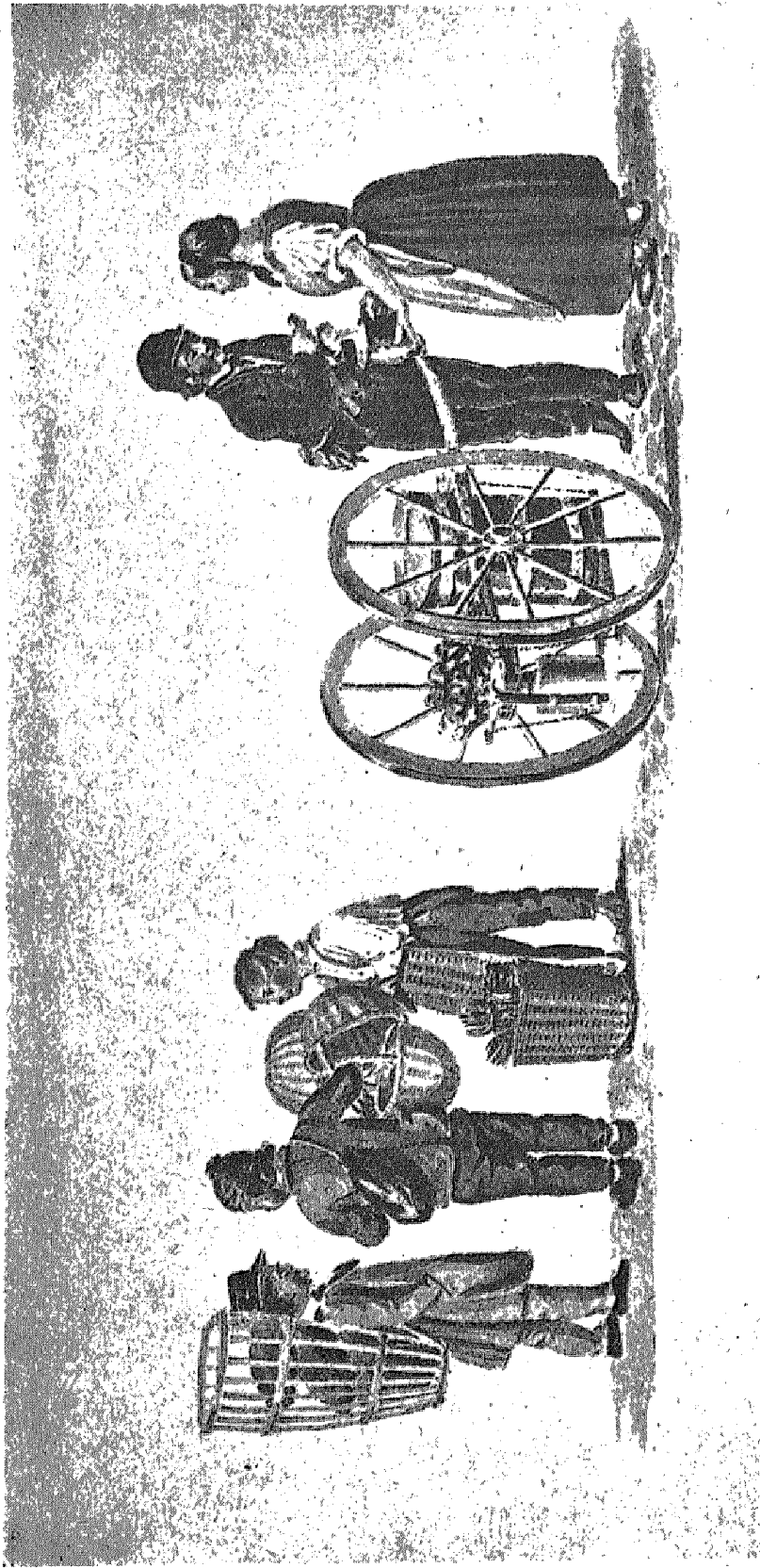
Um das Jahr 1670 fing man bei uns an, Tabak zu rauchen, zuerst ganz heimlich; aber die Obrigkeit bekam davon Wind und untersagte es, weil gesundheitsschädlich und unnötig,

bei hoher Buße, aber ohne Erfolg (1679). Fast jedes Jahr erließ sie ein Verbot gegen das schädliche Tabaktrinken (Kauen), Rauchen und Schnupfen und erhöhte die Bußen. Wer sie nicht bezahlen konnte, kam ins Numero Sicher. Dennoch machte die Regierung die Beobachtung, daß das Laster je länger je mehr überhand nehme. Da holte sie zu einem schweren Schläge aus und verbot den Krämern den Verkauf von Tabak bei einer Buße von 1000 bis 2000 Franken und Gefängnis (1685). Es fruchtete nichts. Der Rat in Winterthur untersagte, in der Kirche dem Nachbar Schnupftabak anzubieten, weil dies die Andacht störe.

b) Festtage.

Das Hauptfest in Winterthur war früher die *Kirchweih*. Jedes Jahr wurde sie im August abgehalten. Da ging es hoch her. Die ganze Einwohnerschaft gab sich der Freude hin. Von allen Seiten strömte das Volk herbei und nahm an den Lustbarkeiten teil. Die Städte machten sich an diesem Tage Besuche. So erschienen einmal 500 schön gerüstete und gekleidete Zürcher zur Kirchweih in Winterthur. In den Gasthäusern wurden sie unentgeltlich bewirtet und beherbergt. Am folgenden Tage kehrten sie nach dem reichlichen Mittagmahle, zu dem auch Hirsche und Rehe im Stadtgraben hatten ihr Leben lassen müssen, wieder heim. Die Winterthurer begleiteten sie mit Trommeln und Pfeifen und schenkten ihnen noch ein großes Fuder Wein. Dafür erhielten sie ein Geldgeschenk mit Wein, das mit den Frauen auf den Zunftstuben vertrunken wurde (1554). Vier Jahre später machte Winterthur mit 300 Mann in Zürich einen Gegenbesuch und wurde ebenfalls hoch geehrt und gastfrei gehalten.

Nach des Tages Mühen und Arbeit saßen etwa die benachbarten Bürger einer Gasse zusammen und pflegten die Geselligkeit. Es bildeten sich nach und nach die *Nachbarschaften*. Von ihnen wurde jedes Jahr der *Aschermittwoch* (Beginn der Fastenzeit) gefeiert. Ein gemeinsames Essen, zu dem auch Frauen und Kinder eingeladen wurden, labte die

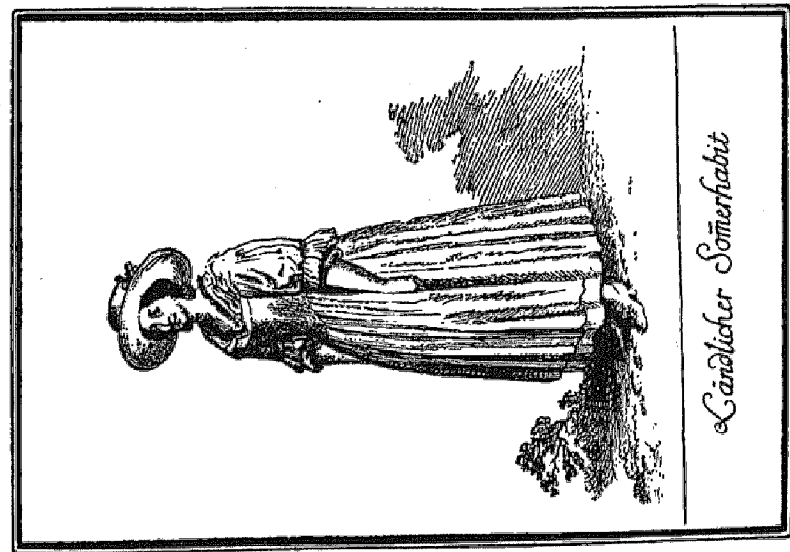
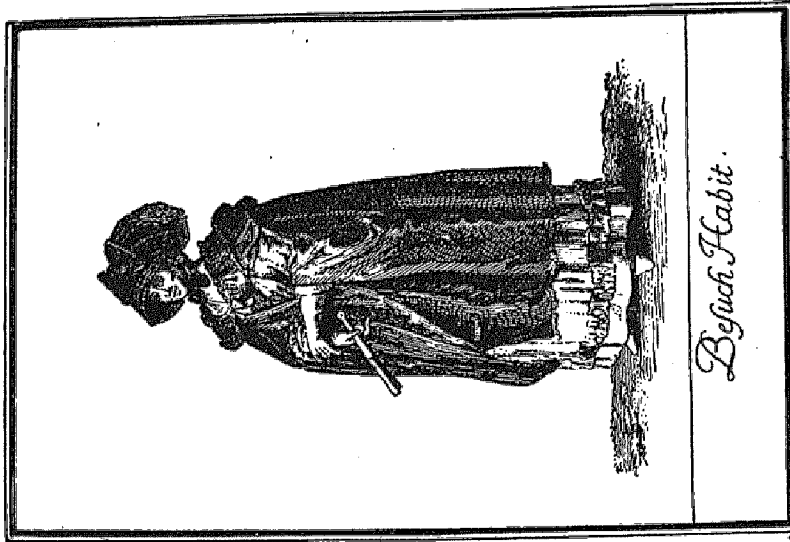


Straßenleben in Alt-Winterthur. (Nach Aquarell von L. Aberli. 1723—1786. Kunstverein Winterthur.)

Teilnehmer. Den Wein, alljährlich etwa einen Hektoliter, schenkte hiezu kostenlos der Stadtkeller. Es wurde eine gemeinsame Kasse gebildet. Die Mitglieder zahlten Beiträge und Bußen. Wer eine Erbschaft oder ein Amt erhielt, machte ein Geschenk. Mit dem angesammelten Gelde unternahm man große Ausflüge. So fuhr die Nachbarschaft zum „Goldenen Winkel“ (beim Zeitglockenturm vom „Reh“ bis zur „Krone“) auf Wagen nach Zürich und ergötzte sich an einer Fahrt mit dem ersten Dampfschiff auf dem Zürichsee. Nachdem der Wein in dem Stadtkeller versiegt war, hörte nach und nach auch die Aschermittwochfeier auf.

c) Die Fastnacht.

Zur Fastenzeit enthielt man sich gewisser Speisen und führte ein besonders frommes Leben. Vor Beginn derselben wollte die Bevölkerung gerne noch einmal lustig sein und trieb allerlei Mutwillen und Kurzweil. Jung und alt vermummte sich und lief auf den Straßen umher. Schon im Jahre 1487 verbot die Regierung das Gassenwandeln in Hemden, Efeu und Laub. Nachbarschaften und Zünfte veranstalteten Nacht- mahlzeiten und luden sich gegenseitig dazu ein. An der Fast- nacht bereitete man vortreffliche Speisen, besonders buk man extra gute Kuchen. Es wurden Umzüge gemacht und Toten-, Reif-, Schwert- und Nasentänze aufgeführt; umsonst stemmte sich die Obrigkeit gegen das Umherziehen mit Trommeln und Pfeifen, mit Baum, Egge oder Pflug oder mit einer Bärenhaut (1527). Im Freien kamen Theaterstücke, Fastnachtsspiele, zur Aufführung. Der Stoff dazu wurde der Bibel, z. B. in Winter- thur 1549 „Der Samariter“, oder der Schweizergeschichte: Schlachten bei Morgarten, Sempach, Burgunderkriege, ent- nommen. Kinder führten auch Schaustücke in Wirtshäusern auf. Mit Wehr und Waffen machten sich die kriegstüchtigen Mannschaften der Städte Besuche, maßen sich in Wett- kämpfen und erhielten kostenlose Bewirtung. So erschienen in Winterthur die Truppen von Frauenfeld, Rapperswil und Stein am Rhein. Anstandsgemäß mußten die Besuche er-



Trachtenbilder. (Von J. R. Schellenberg. 1784.)

widert werden (1540—1555). Für die Knaben bildete das Fastnachtsfeuer das Hauptvergnügen. Einige Wochen vorher sammelten sie Holz und Geld; das letztere wurde zum Ankaufe von Feuerwerk verwendet. Am Fastnachtsonntag war das große Fest. Alt und jung versammelte sich um den Holzhaufen auf der Schützenwiese. Bei einbrechender Dämmerung erfolgte die wichtige Handlung: die Reiswellen wurden angezündet. Alles jubelte. Schüsse knallten. Raketen flogen in die Luft und erleuchteten die Gegend. Inmitten des Feuers stand eine hohe Stange, auf welcher eine Strohpuppe, den Winter darstellend, thronte; unter dem Jubel der Menge wurde sie jämmerlich verbrannt.

d) Albaniwein.

Jeder Bürger, der die Gemeindeversammlung in der Kirche besuchte, erhielt eine Schenke, in *Wein* und *Brot* bestehend. Die *Ratsherren* aber bekamen außer diesem noch *Butter*, *Ziger* und *Käse*. Im Jahre 1742 führten sich etliche Bürger *ungeschickt* auf, indem sie unerlaubterweise ihre Säcke mit Käse und Brot füllten. Dies veranlaßte den Rat, in der Verabreichung des Albaniweines eine Änderung eintreten zu lassen. Die Behörde ließ *Pfennige* mit dem Stadtwappen erstellen, die jetzt noch im Stadtarchiv vorhanden sind. Diese wurden an der Gemeindeversammlung den anwesenden Bürgern ausgeteilt und berechtigten zum Bezuge einer Kanne Wein und zweier Brötchen.

Die alte Schule.

Schon um das Jahr 1300 gab es in Winterthur eine Schule; aber sie sah ganz anders aus als jetzt. Die Lehrer waren Stadtgeistliche, die im Chorgesang und Orgelspiel bewandert waren. Das Lehramt war ihre Nebenbeschäftigung. Die Schüler mußten lesen, schreiben, singen und vor allem lateinisch lernen; denn sie hatten in der Kirche und auf dem Kirchhofe beim Gottesdienste, bei den Totenfeiern und religiösen Umzügen mit lateinischem Gesang und Gebet mitzuwirken. Oft bekamen sie dafür eine Belohnung, in Brot oder etwas Geld bestehend; aber im Winter bei großer Kälte waren sie manchmal dem Erfrieren nahe; denn der Gottesdienst konnte zwei bis drei Stunden dauern. Es war nicht selten, daß ein Schüler 20 Jahre alt wurde, bis er ein wenig Latein zu lesen, schreiben und sprechen imstande war. Die Mädchen und die Kinder armer Eltern blieben ohne Unterricht. Die Schule stand im Dienste der Kirche; sie war keine Volksschule, sondern eine Gelehrten- oder Lateinschule.

Nach und nach gab es Veränderungen im Schulwesen. Viele Stadtleute hatten das Bedürfnis, auch etwas zu lernen. Es entstanden deutsche Schulen für die Handwerker und Geschäftsleute, auch etwa Mädchenschulen für den Beruf der Hausfrauen. Der Sigrüst mußte den Geistlichen im Unterrichte behilflich sein; oft zeigte er hiebei besondere Geschicklichkeit. Er wurde ein Lehrer, damals Schulmeister genannt. Nach und nach gab es nicht nur geistliche, sondern auch weltliche Lehrer, besonders solche, die sich in der Schreibkunst auszeichneten. Auch manche Handwerker, alte Wächter und ausgediente Soldaten, die ein wenig lesen, schreiben und rechnen konnten, fingen an, Unterricht zu erteilen. Später besuchten junge Männer höhere Schulen und widmeten sich ausschließlich der Lehrtätigkeit.

Die Aufsicht über die Schule stand in Winterthur dem Rate zu. Er stellte den Schulmeister auf eine Probezeit an; gefiel er, so konnte er längere Zeit bleiben. Erregte er Miß-

fallen, so mußte er zum Wanderstabe greifen und anderswo eine neue Stelle suchen. Hatte er keine eigene große Stube für den Unterricht, so wies ihm der Rat die Oberstube oder ein anderes großes Lokal an. Die Schüler waren verpflichtet, dem Lehrer jedes Vierteljahr ein hohes Schulgeld zu entrichten. Zur Beheizung der Schulstube brachten sie ihm Holz und zur Beleuchtung Kerzen. An den Festtagen machten sie ihm Geschenke, z. B. an Ostern viele Eier. Zu diesem Einkommen gab ihm der Rat noch einen Beitrag, der in Brot, Holz und etwas Geld bestand. Oft war der Schulmeister am Unterrichten verhindert; deshalb stellte der Rat einen Stellvertreter an, einen Gehilfen oder Gesellen. So bekam die Schule zwei Lehrer und zwei Abteilungen: die Kleinen und die Großen.

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst verbreitete sich das Streben nach Schulbildung immer mehr; viele Tausende wollten lesen und schreiben lernen. Die Handwerker fühlten, daß sie auch im Rechnen etwas bewandert sein sollten. Aber die Eltern waren nicht verpflichtet, ihre Kinder in die Schule zu schicken; der Schulbesuch war freiwillig. In den Dörfern gab es keine Schulen. Arme Leute in der Stadt genossen keinen Unterricht, weil sie die großen Kosten nicht tragen konnten. Um diesem Übelstande abzuhelpen und dem Lehrerwechsel zu steuern, ermäßigte der Rat das Schulgeld und gab dem Schulmeister eine große Schulstube, eine Wohnung und ein besseres Einkommen. In der Lateinschule wurden die griechische und hebräische Sprache neu eingeführt. In dieser Abteilung war aber das Latein immer noch das Hauptfach. Täglich mußten sich die Schüler in dieser Sprache mehrmals üben, ja, in der dritten Klasse bei hoher Strafe nicht mehr deutsch, sondern nur noch lateinisch reden.

Im 16. Jahrhundert wurde die Schule zu drei Klassen erweitert. Tag für Tag mußten die Schüler viele Gebete, religiöse Lehren, Sprüche und Gebote Gottes auswendig lernen, damit sie fromme, gottesfürchtige, gesittete, höfliche Menschen würden. An allen Sonn- und Festtagen hatten die Lehrer die Kinder morgens, mittags und abends zur Predigt

in die Kirche zu führen. Nach dem Gottesdienste wurden die Schüler über das Gehörte abgefragt, und wer sich in der Kirche unartig aufgeführt hatte, bekam die Rute. Man fing an, auch der deutschen Sprache mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Knaben, welche nicht einen gelehrten Beruf ergreifen wollten, mußten mehrere Male in der Woche schriftliche deutsche Arbeiten aufsetzen.

Im Sommer dauerte der Unterricht täglich sechs Stunden: von 6—9 Uhr, von 12—2 Uhr und von 3—4 Uhr. Im Winter mußten die Kleinen und die, welche nur deutsch lernten, erst um 8 Uhr erscheinen. Zur heißen Jahreszeit blieben viele Kinder der Schule fern; auf dem Lande wurde nur im Winter Unterricht erteilt. Unfleißige, widerspenstige, unfolgsame, unentschuldigt wegbleibende Schüler wurden mit der Rute gestrichen. Manchmal kam es vor, daß der Bestrafte die Rute küssen und Besserung geloben mußte. In den Lateinschulen hatten sich strafwürdige Knaben auf einen hölzernen Esel zu setzen und dessen Schwanz festzuhalten. Manchmal fanden im Jahre zwei Examen statt: im Frühling und Herbst, ja sogar jedes Vierteljahr. Doch auch der Ferien erfreuten sich die Schüler. Am Donnerstag und Samstag Nachmittag war frei, ebenso zur heißen Sommerzeit am Dienstagnachmittag. An Markttagen, an der Fastnacht, Kirchweih, am Neujahr, an großen Hochzeiten fiel der Unterricht aus; ebenso gab es Frühlings- und Herbstferien.



Mütterliche Erziehung. (Von J. R. Schellenberg.)

Schulfreuden.

Schon in alter Zeit machten Lehrer und Räte die Beobachtung, daß die Schüler, wenn sie sich erholt und einige Freuden genossen hatten, lieber und fleißiger lernten und deshalb auch größere Fortschritte machten als gewöhnlich. Sie waren deshalb nicht dagegen, wenn in das Einerlei des Schullebens dann und wann etwas Abwechslung gebracht wurde.

In der alten Schule wurde die körperliche Züchtigung häufig angewendet. Da das spanische Rohr noch nicht bekannt war, brauchte es viele Ruten. Die Knaben mußten diese selber während des Jahres ein- bis dreimal im Walde holen. Im Frühling, wenn die Birken im neuen Saft waren, zogen die Schüler bei günstiger Witterung in Begleitung der Lehrer aus und schnitten ihre Zuchtruten. Das war der Rutenzug, der auch andernorts gebräuchlich war. Es war ein Festtag für die Schuljugend.

Eine andere Erholung vom ermüdenden Auswendiglernen bildete der Zug in die Reckholdern oder Wachholdern im Herbst. Queck bedeutet lebendig, heilkräftig, erquickend und ter = der Baum. Schulherren und Lehrer marschierten mit den Knaben auf den Lindberg. Jeder Junge mußte eine Bürde Reckholderstauden sammeln. Aus den Beeren bereitete man einen heilsamen Tee; die Sträucher und Beeren wurden zum Räuchern benutzt. In den engen Schul- und Wohnstuben mögen nicht immer die besten Düfte vorhanden gewesen sein. War die Arbeit vollendet, so winkten den Schülern von den hohen Tannen allerlei Preise und spornten sie zum kühnen Klettern an. Wie glänzten die Augen der Gewinner! Am Abend zog die ganze Schar auf die Neuwiese und machte fröhliche Spiele und turnerische Übungen. Zum Schlusse war ein Umzug durch die Stadt in das Neuhaus, wo die Jungmannschaft vom Spital mit Milch und Brot reichlich erfrischt wurde.

Im Frühling veranstaltete man in Winterthur wie an andern Orten Milchzüge. Mit Trommeln und Pfeifen, mit

Ergezungen der Jugend



Stille Freyden fromer Jugend
Jüngling Jungfrau suche du !
Doch dem Freydenpiel der Jugend
Sieht Gott auch mit Freyden zu !
Nur vergieß beym Kinderspiel
Knäbchen , Mädchen nicht das Ziel .

Einer Jugendliebenden Jugend vordruckt von der Burgerbibliothec in Winterthur
am Neujahrstag. A. 1773.

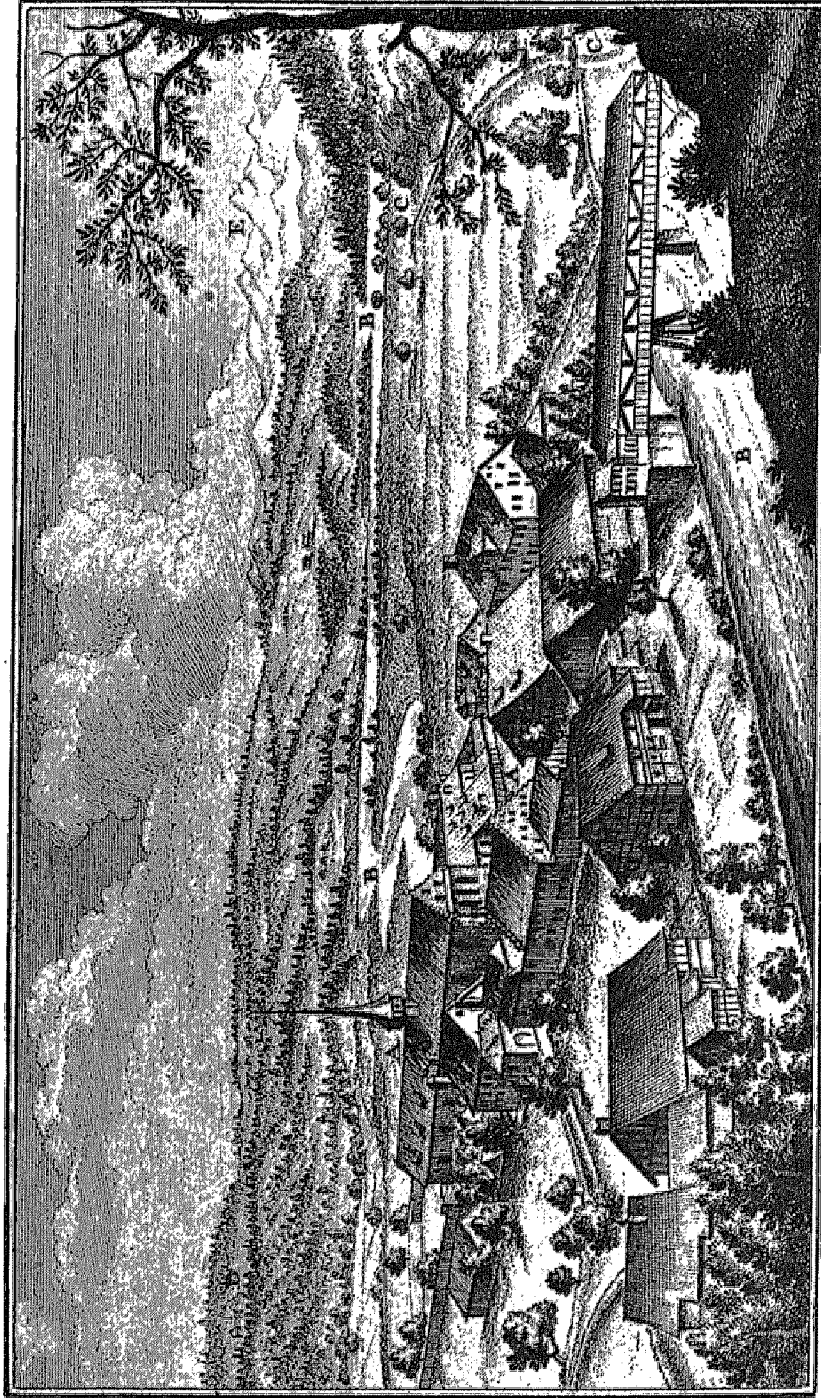
Jugendspiele. (Von J. R. Schellenberg. 1773.)

Gewehren und Fahnen, begleitet von Lehrern und Räten, marschierten die Knaben auf das Land, wo sie sich mit Milch und Brot erquickten. Da ging es lustig zu wie an einem Jugendfeste. Strengen Herren mißfiel diese Lustbarkeit und sie verboten später die Milchzüge.

Früher konnten die Schüler in den Schulstuben ihre Plätze nicht nach Belieben auswählen wie jetzt, sondern sie wurden nach Fleiß, Fähigkeit und Fortschritt gesetzt: die geschicktesten saßen oben oder vorn, die dümmsten unten oder hinten. Durch dieses Versetzen sollte der Lerneifer geweckt werden. Ebenso bildeten die Kinder der Bürger eine besondere Abteilung; die Jugend der Fremden und Niedergelassenen mußte die geringe Ansässenschule besuchen. Da der Examen viele waren und diese oft viel Angst und Pein verursachten, erhielten alle Schüler an den Prüfungstagen je ein aus feinem Mehl mit Milch und Eiern gebackenes Brötchen, Mutschelle genannt. Zöglinge, die sich am Examen besonders ausgezeichnet hatten, wurden nicht nur gelobt, sondern erhielten auch noch allerlei Preise.

Ein besonderes Vergnügen für die Knaben bildete jedes Jahr das Zusammenlesen der Steine im Stadtgraben. Als Belohnung erhielt jeder ebenfalls eine Mutschelle. Der Rat sorgte auch dafür, daß im Stadtgraben im Winter genügend Wasser war, damit sich die Jugend mit Schlitten und Schlittschuhlaufen belustigen konnte.

Da Winterthur in früherer Zeit oft vom Feinde bedroht war, suchte der Rat in der Jugend die Liebe zum Waffenhandwerk zu wecken. Er sah es gerne, wenn sich die Knaben jede Woche im Bogenschießen übten. Er kaufte ihnen Armbrüste und verteilte unter sie Gaben an Geld und Tuch. Auch für die Anschaffung von Flinten war er besorgt und gab ihnen im Neuhaus Erfrischungen, wenn sie Ausmärsche und Umzüge gemacht hatten. Die Einführung des Kadettenunterrichtes war ihm sehr willkommen, und er belohnte die jungen, tüchtigen Krieger mit Preisen (1791).



A. DAS KLOSTER UND KIRCH TÖSS.

B. Der Fluss Töss. C. Die Straße auf Zürich. D. Das Schloß Kyburg.

E. Schnee Gebirg.

St. Schellenberg ad. vord. Th.



A. TÖSS LE CUVENT ET L'ÉGLISE.

B. Töss la Rivière. C. Le Chemin à Zurich. D. Le Château de Kybourg.

E. Les Montagnes de Neige.

Schellenberger arcadie.

Das Kloster Töb.

Vor 700 Jahren standen da, wo sich heute die große Ansiedelung von Töb ausbreitet, nur wenige Bauernhäuser in einem sumpfigen, den Überschwemmungen des Flusses ausgesetzten Gelände. Nur ein Steg führte über die Töb, während die Fahrstraße nach Zürich dem Vogelsang entlang verlief und die Töb bei der Einmündung der Kempt überbrückte.

Im Jahre 1233 erhielten der Graf Hartmann der Ältere und sein Neffe Hartmann der Jüngere auf der Kyburg vom Bischof von Konstanz die Erlaubnis, an der Töb ein Frauenkloster zu bauen. Die Grafen von Kyburg waren die Schirmvögte des Klosters und hatten es gegen Anfeindungen zu schirmen (schützen). Die Einkünfte des Klosters waren im Anfange recht dürftig und die Nonnen mußten oft Mangel an Nahrung leiden. Allmählich gelangte es zu großem Reichtum. Durch Schenkung oder Ankauf kam das Kloster in den Besitz der meisten Güter der Edeln von Liebenberg im Töbental und der Freiherren von Wart bei Pfungen. Es besaß den Kirchensatz (das Recht zur Pfarrwahl) in Veltheim, Dättlikon und Neunforn und in 56 Gemeinden viele Güter, Zehnten und Zinse, Häuser und Mühlen, die meist in den jetzigen Bezirken Winterthur und Andelfingen lagen.

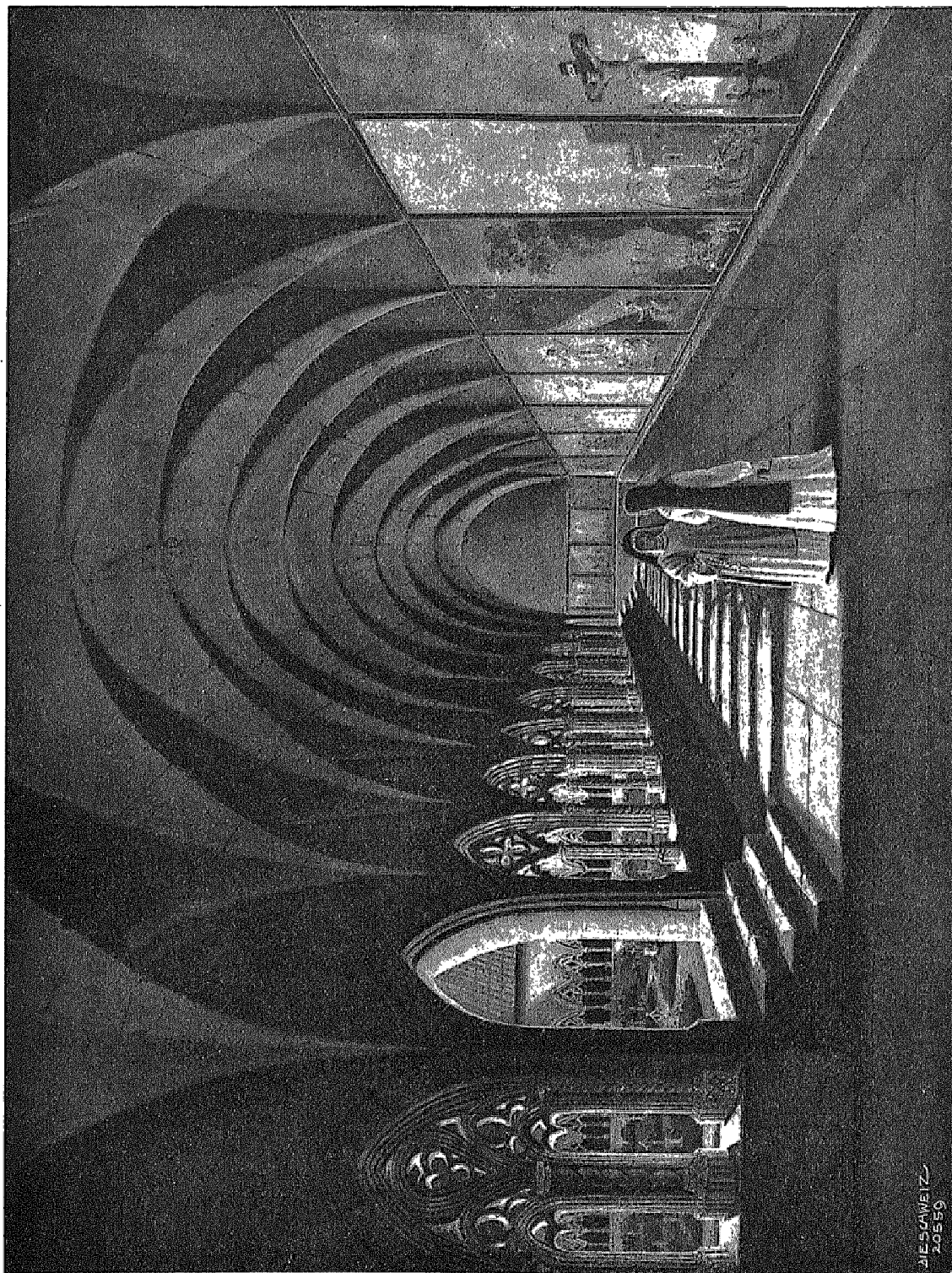
Die Klosterfrauen gehörten dem Orden der Dominikanerinnen an, der nach seinem Gründer, dem heiligen Dominikus, benannt wird. Sie trugen weißwollene Kleidung mit schwarzem Mantel und Schleier. Die eigentlichen Nonnen verpflichteten sich, ihre ganze Lebenszeit im Kloster zuzubringen und sich dem Kirchendienste, Gebete und frommem Gesange zu widmen. Viele pflegten die Sprachkunde, Dichtkunst, Malerei oder verfertigten kunstreiche Handarbeiten. Daneben schalteten noch Schwestern, die sich nur für eine gewisse Zeit zum Klosterleben verpflichteten und in einfacherer Kleidung die niedern Arbeiten in Haus, Hof und Garten besorgten.

Die Nonnen stammten zumeist aus den Bürgerfamilien von Winterthur, Zürich und Konstanz, teilweise aber auch aus adeligen Geschlechtern. Das Kloster zählte im Mittel 40 bis 60 Insassen, mitunter auch 100 und mehr. An der Spitze stand die Priorin. Die Verwaltung der Güter wurde durch Hofmeister besorgt.

Die vornehmste Nonne war die Prinzessin Elsbeth von Ungarn, die Tochter des Königs Andreas III. und seiner Gemahlin Fenna aus polnischem Herzogsgeschlecht. Durch die Ermordung des Königs Albrecht bei Windisch tief ergriffen, trat sie im Jahre 1309 als blühende Tochter ins Kloster Töb. Sie starb im Jahre 1337. Zu ihrem Begräbnis eilte auch ihre Stiefmutter, die Königin Agnes, von Königfelden herbei. Zum Andenken an Elisabeth nahm das Kloster das ungarische doppelte Kreuz in sein Wappen auf.

Den schönsten Schmuck der Klosteranlage bildete der erst im Jahre 1469 gebaute Kreuzgang mit gotischen Maßwerkfenstern und 79 großen Wandgemälden. Diese stellten Vorgänge aus dem Alten und Neuen Testamente dar. Bald nachdem die Maler ihre große Arbeit beendet hatten, ging das Frauenkloster seiner Auflösung entgegen. Bei der Einführung der Reformation hob der Rat von Zürich alle Klöster im Bereiche seiner Herrschaft auf. Das Vermögen der Klöster und der Ertrag ihrer Güter wurden hauptsächlich zugunsten der Kirchen, Schulen und der Armen verwendet. Im Jahre 1525 nahm auch in Töb der katholische Gottesdienst ein Ende. Die Nonnen verheirateten sich, oder sie erhielten vom Staate lebenslängliche Unterstützungen (Leibgedinge) zu ihrem Unterhalte.

Im genannten Jahre entgingen die Klostergebäude mit knapper Not einer großen Gefahr. Um diese Zeit waren in Süddeutschland und in der Nordschweiz Unruhen ausgebrochen. Die Bauern verlangten die Abschaffung der Leibeigenschaft, der Frondienste, der Zehnten und anderer Abgaben. Sie waren auch erzürnt gegen die Klöster, weil diese immer mehr Güter an sich gerissen hatten. Am Pfingstmontag den



J. ESCHWEITZ
20559

Der Kreuzgang im Kloster Töb. (Von J. Ziegler. 1801—1876. Nach Ölbild der Stadtbibliothek Winterthur.)

5. Juni 1525 versammelten sich beim Kloster Töb etwa 4000 Bauern aus der Grafschaft Kyburg. Die Hitzigsten drohten das Kloster zu erstürmen. Es gelang dem Landvogt Rudolf Lavater von Kyburg und den Abgeordneten der Stadt Winterthur, die ruhigeren Leute zur Heimkehr oder zum Abzuge nach Winterthur zu bewegen. Die klugen Klosterfrauen brachten den Zurückgebliebenen Wein, Fleisch und Brot und besänftigten sie damit. Auf diese Weise ging der Sturm vorüber, ohne großen Schaden anzurichten.

Zur Verwaltung der Klostergebäude und der Güter wurde ein Amtmann eingesetzt. Im Jahre 1833 verkaufte die Regierung die Gebäude, ohne Kirche und Pfarrhaus, an Herrn J. J. Rieter aus Winterthur, der den Grund zu der heute noch bestehenden Fabrik legte. Später wurden eine neue Dorfkirche (1855) und ein neues Pfarrhaus gebaut. Die Klosterkirche kam erst im Jahre 1917 zum Abbruch. Wo einst der fromme Sang der Klosterfrauen durch hohe Hallen drang, surren und schwirren jetzt die Maschinen. Ph.

Der Eschenberg.

Auf der Südseite der Stadt liegt das Kleinod Winterthurs: der Eschenberg. Er wird 1246 Aeschaberk, 1264 Eschaberch genannt. Die Äsch (ask) oder Esche ist ein Waldbaum, der sumpfigen Boden liebt. Der Esch oder Äsch bedeutet ein umzäuntes Saatfeld, das vom Weidrecht ausgeschlossen ist. Der Eschenberg ist eine flache Anhöhe, deren Untergrund aus Sandstein besteht. Zur Eiszeit war er vom Linthgletscher bedeckt, der uns Findlinge brachte, wie solche in den Stadtanlagen zu sehen sind. Seine Gliederung ist nicht bedeutend; er bildet nahezu ein Rechteck von ungefähr vier Kilometer Länge und Breite. Diese kleine Hochebene, die im Osten vom Mattenbach, im Norden von der Eulach und im Süden und Westen von der Töb bespült wird, hat fast überall sanfte Abhänge. Der höchste Punkt, das Kirchholz, liegt 595 m über Meer. Da ist ein eiserner Turm erbaut, auf dem man eine sehr schöne Rundschau genießt, ein rechter Luginsland. In der Nähe befindet sich der Wasserbehälter (Reservoir) für die städtische Trinkwasserversorgung. Das abfließende Wasser bildete im Laufe der Jahrhunderte tiefe Rinnen; der vordere, mittlere und hintere Krebsbach fließen über den Westabhang in die Töb. Durch das dunkle Steinentobel läuft eine waldbeschattete Quelle nach Süden in die Töb. Der Quallenbach nimmt seinen Lauf nach Ost gegen den Mattenbach, der den Eisweiher speist.

In alter Zeit hatte der Eschenberg nicht das gleiche Aussehen wie jetzt. Im Jahre 1260 waren auf demselben zwei Höfe, die dem Grafen von Kyburg jährlich 18 Mütt Weizen, 7 Malter Haber, 10 Schweine und Flachs zinseten. Früher mußte man mehr Getreide pflanzen als jetzt, weil aus dem Auslande die Nahrungsmittel nicht leicht und billig mit Eisenbahnen und Dampfschiffen herbeigeführt werden konnten. An der Töb bei Kyburg und beim Reitplatz lagen die Bauernhöfe Linsetal, Häsental und Höngg, die von der Stadt angekauft und mit Wald bepflanzt wurden. Am hintern Krebs-

bach klapperte das Rad einer Mühle, umgeben von Wiesen und Äckern und beschützt von der *Langenburg* (1241). Der Kyburg gegenüber erhebt sich der *Gamser*, 575 m hoch, ein steil abfallender Vorsprung, der von drei Seiten von der Töb umflossen ist. Hier war der Standort einer Burg, die wie die Langenburg dem Grafen von Kyburg gehörte. Mit der Burg auf dem Roßberg mußten sie den Eingang ins obere Töbthal sichern. Auf dem entgegengesetzten Vorhügel, der Hochwacht, standen der *Winturm* und die Kirche *Heiligberg* mit den Wohnhäusern der Geistlichen.

Im Jahre 1264 schenkte der Graf Rudolf von Habsburg den Eschenberger Wald als Gemeinmark (Allmende) der Stadt Winterthur zur Nutznießung; der Forst gehörte also nicht einem allein, sondern allen Bürgern des Ortes. Der Wald lieferte das *Bauholz* für die Befestigung und Verteidigung der Stadt: für die Türme, Pallisaden, Brücken, für das Zeughaus und die Kaserne. Er trug auch die Holzlasten für die öffentlichen Gebäude: Kirchen, Schulhäuser, Rathaus, Neuhaus, Spital, Siechen- und Schützenhaus. Häufig zerstörten Feuersbrünste den Ort ganz oder teilweise; da wurde vom Rate den geschädigten Bürgern das zum Neubau nötige Holz im hinteren Eschenberg angewiesen. Der Holzverbrauch wurde dadurch so groß, daß der Rat und die Gemeinde im Jahre 1313 beschlossen, in Zukunft müßten die zwei ersten Stockwerke nicht mehr aus Holz, sondern aus Stein erstellt werden. Die Bauholzabgabe erfolgte aber nur an Gebäude, die innerhalb der Ringmauer lagen. Der Wald hatte aber noch viele andere Verpflichtungen: Er lieferte die Rebstickel für die sieben Juchart Reben am Lindberg, die Österreich gehörten, ferner die Teuchel für die Brunnenleitungen, die eine Länge von mehr als 36 km hatten, für die Mühlen und Badstuben, und das Holz für das Hochgericht (Galgen) am Kreuzwege nach Oberwinterthur. Holzabgaben erfolgten auch als Unterstützungen und Geschenke. Die Lieferung von *Brennholz* lag dem Vorderwald ob, der aus Niederwald und Buschholz bestand. Jeder Bürger, der seinen Wohnsitz in der Stadt hatte, erhielt jähr-

lich ein bis drei Klafter (3—9 Ster). Räte, Richter, Pfarrer, Lehrer usw. bekamen alle Jahre mehr als 500 Klafter als Teile ihrer Besoldung; daher genügten die Waldungen der Stadt nicht mehr; man war genötigt, auswärts Brennholz zu kaufen. Holzfrevel wurde streng bestraft. Als die Zahl der Bürger immer größer wurde, mußte die Abgabe von Bau- und Brennholz ganz aufhören. Der Erlös vom Holzverkauf wird zur Deckung der Ausgaben für die Stadt verwendet.

In früherer Zeit wurde der Eschenberger Wald auch zum *Weidgang* benutzt. Pferde, Stiere, Kühe, Ziegen, Schweine, bewacht von Hirten, suchten da ihre Nahrung. Da die Tiere das Wachstum und die Vermehrung der Bäume und Sträucher hinderten, wurde er nach und nach eingeschränkt und endlich ganz verboten (1803).

Der Eschenberger Wald umfaßt eine Fläche von ungefähr 720 Hektar oder 2200 Juchart und hat einen Wert von einigen Millionen Franken.

Das Bruderhaus.

In alter Zeit wurden Männer, die häufig zusammenkamen und in Freundschaft miteinander lebten, Brüder genannt. Oft bildeten sie Vereine oder religiöse Gesellschaften. So gab es in Winterthur eine Bruderschaft der Schmiede, der Rebleute, der Bogenschützen und der vornehmen Herren. Auch die Geistlichen eines Klosters führten den Namen Brüder.

An manchen Orten zogen sich fromme Männer in eine Einöde oder in einen dunkeln Wald zurück, um da ungestört Gott dienen zu können. Solche Einsiedler, Waldbrüder genannt, gab es auch auf dem Eschenberg. Sie wohnten zusammen in einer kleinen Hütte, bei welcher eine Kapelle stand. Das Geld dazu hatten sie zu Stadt und Land zusammengebettelt. Jede Woche hielt ein Priester in dem Kirchlein Gottesdienst. Die Aufsicht über die Waldbrüder besorgte ein Chorherr auf dem Heiligenberg. Die Einsiedler auf dem Eschenberg erfreuten sich bei hoch und niedrig eines großen Ansehens; oft wanderten Unglückliche zu ihnen hin und suchten da Rat und Trost. Fürsten und Städte nahmen sie in ihren Schutz und Schirm, so der Herzog von Österreich (1354) und Winterthur (1395).

Die Waldbrüder auf dem Eschenberg lagen der Krankenpflege ob. Sie mußten bei Tag und bei Nacht in der Stadt und auf dem Lande bei den Kranken wachen und sie besorgen; dafür bekamen sie einen bestimmten Lohn. Der Bruder Georg von Konstanz nahm sich ganz besonders der Pestkranken an und wurde dabei von der Pestilenz hinweggerafft (1520). Auf ihren Bettelwanderungen erhielten sie Hanf, Bohnen, Erbsen, Gerste, Brot und etwas Geld. Daher entstand der Name Bettelbruder. Manchmal hatten sie so großen Überfluß an Brot, daß sie es dörzten und in einem großen Kasten verwahrten, damit sie in Zeiten der Not nicht hungern mußten.

Nicht immer führten die Waldbrüder auf dem Eschenberg ein gottesfürchtiges Leben. Der Bruder Peter, ein jun-

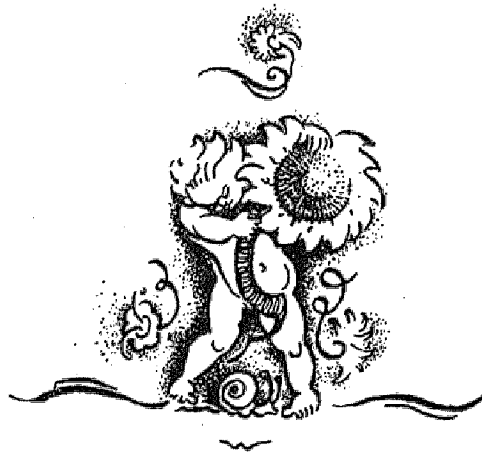
ger Mann, hatte einen Diebstahl begangen und noch andere Laster getrieben. Nachdem er seine Fehler eingestanden hatte, wurde er gefangen in ein Kloster nach Zürich geführt. Dort erhielt er einen Laib Brot und einen Krug voll Wasser; dann wurde er in einen finstern Kerker gesetzt und ihm eine Hand nach oben gebunden. Da lebte er noch 15 Tage und starb vor Hunger. Eine schreckliche Strafe! (1515).

Später lebten auf dem Eschenberg die beiden Waldbrüder Konrad und Hans, aber nicht in Eintracht; sie hadernten oft miteinander. Als einmal Konrad Feuer machte und sein Essen kochen wollte, gab ihm Hans mit einem Beil einen Streich auf den Kopf, daß das Blut herabfloß. Er wurde verklagt, gefangen genommen, an Ketten in den Turm Judas gelegt und gefoltert. In der Nacht machte er aus Leintüchern ein Seil und ließ sich an demselben aus dem Fenster hinab; aber der Strick war zu kurz und er fiel in den Graben. Doch konnte er auf den Heiligberg gelangen, wo ihn ein Chorherr von den Ketten befreite. Dann eilte er ins Bruderhaus; aber da waren die Wächter der Stadt. Schnell ergriff er wieder die Flucht und eilte über Seen nach Mulchingen. Doch wurde er wieder gefangen genommen, nach Winterthur in den Judas geführt und abermals gefoltert. Da er noch andere Verbrechen auf dem Gewissen hatte, verurteilte ihn der Rat zum Feuer-tode. Auf dem Galgenacker bei der Grütze wurde er verbrannt (1521).

Um das Jahr 1530 wurde das Bruderhaus ein Ruhesitz für alte, brave Bürger in Winterthur, die in jungen Jahren der Stadt gute Dienste geleistet hatten. Wer die Altersversorgung annehmen wollte, mußte für den Eintritt eine Summe Geldes bezahlen. Dafür hatte er freie Wohnung, die Milch von drei Kühen, Getreide, wöchentlich drei Brote und zwei Kilo Fleisch, genügend Holz, Wein und noch etwas Geld. Das Altersheim war sehr begehrt.

Im Jahre 1786 wurde die baufällige Kapelle niedergerissen. An ihre Stelle erstellte man eine Trinklaube, in der es etwa so toll herging, daß der Rat einschreiten mußte. Im

Jahre 1818 wurde das Bruderhaus zu einem Forsthaus umgewandelt, in dem der Forstmeister seinen Wohnsitz nahm. Das Vermögen und die Zinsen der frühern Waldbrüder erhielt das Spital. Später wurde das Bruderhaus mit den Gütern und der Wirtschaft von der Stadt an den Meistbietenden verpachtet (1830). Es ist jetzt ein sehr beliebter Ausflugsort. Besonders der vom Verkehrsverein erstellte Wildpark, in dem viele Hirsche und Rehe leben, zieht zahlreiche Besucher an.



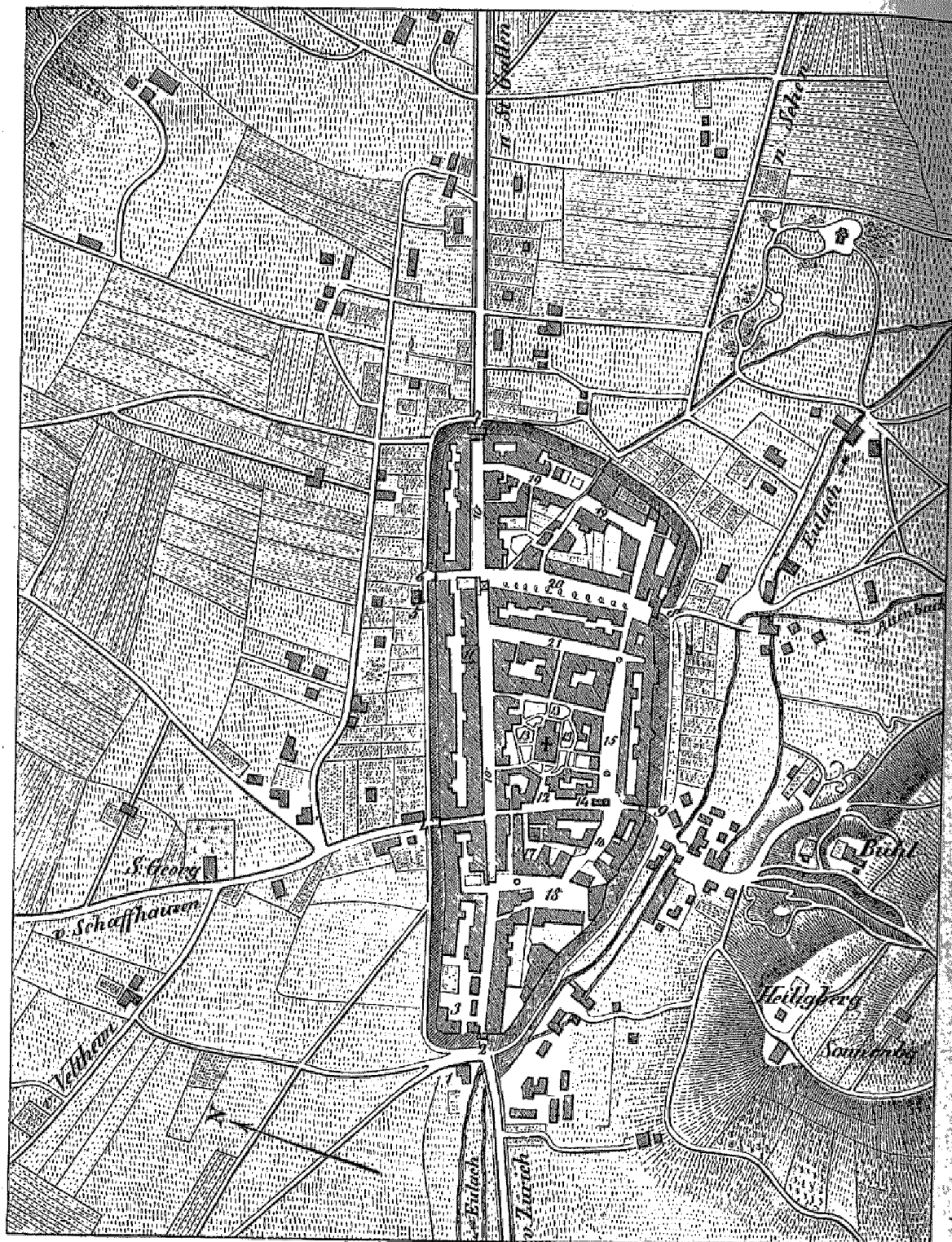
Die Eulach.

Im Jahre 827 hieß das Wasser: Eilacg. Aa oder Aach bedeutet fließendes Wasser, Bach; Ei, Ai oder Eiele: Insel, Au, Wiese; also hat Eulach vielleicht die Bedeutung von Auenbach oder Wiesenbach.

Die Eulach nimmt ihren Ursprung am Schauenberg. Wie die Murg und Lützelurg (kleine Murg) fließt sie zuerst gegen Norden und wird bei *Elgg*, wo sie früher drei Mühlen trieb, durch den Schneitberg gegen Westen in ein breites, tiefes Tal abgelenkt, in dem *Schottikon* und *Räterschen* liegen. Einem solchen kleinen Bache war es nicht möglich, einen so großen Einschnitt auszuspülen; in ganz alter Zeit halfen ihm hiebei die beiden Murg und die Thur, die auch da hindurch gegen Winterthur flossen. Zur Eiszeit wurden diese drei Wasser durch Gletscherhügel (Moränen) gegen Norden abgeleitet, und die Eulach, die durch den Schneit- und Waltensteinerbach gespeist wird, blieb allein. In Räterschen stand eine Mühle, die im Jahre 1819 in eine Spinnerei und später in eine Zündhölzchenfabrik umgewandelt wurde.

Bei *Hegi*, wo seit 1225 eine Wasserburg (Weiherhaus) steht und sich eine ehemalige Mühle, jetzt Säge, befindet, tritt die Eulach in eine Ebene hinaus, *Grüze* genannt, deren Unterlage von Kies, an manchen Stellen 25 m tief, gebildet wird. Ein sandiger Acker, in dem die Pflanzen bei großer Trockenheit absterben, hat den Namen Grüze. Im Jahre 919 wurden da die Burgunder von den Alemannen besiegt. Der Lindberg lenkt bei *Oberwinterthur* das Wasser gegen Süden ab; da waren früher drei Mühlen. Bei der Kirche stand eine römische Niederlassung mit einem Turm (Kastell), von der im Museum manche Fundstücke zu sehen sind. Hier ergießt sich der Riedbach, der von *Bertschikon* und *Wiesendangen* herkommt, in die Eulach.

Bei Winterthur teilt sich der Bach in zwei Arme. Bei starken Regengüssen läuft das überflüssige Wasser in den *Wildbach*, der den von Seen kommenden *Mattenbach* und das



Plan von Winterthur und Umgebung vor 1830.

- 1) Schlangemühle. 2) Untertor. 3) Amtshaus. 4) Schmiedtor. 5) Schützenhaus. 6) Nägelitor. 7) Obertor.
- 8) Holdertor. 9) Steigtör. 10) Vordergasse. 11) Rathaus. 12) Garnmarkt. 13) Kirchhof. 14) Metzger- und Metzggasse. 15) Hintergasse. 16) Niedergasse. 17) Spital. 18) Rindermarkt. 19) Neustadt.
- 20) Graben. 21) Obergasse.

Wasser des Eisweihers aufnimmt. Da standen in alter Zeit zwei *Schleifen*, eine *Hammerschmiede*, eine *Tuchwalke* und eine *Stampfe*. Am 1. Februar 1789 trat plötzlich Tauwetter mit Eisbruch der Eulach ein; viele Häuser und Güter waren in großer Gefahr; den herbeigeeilten Bürgern gelang die Rettung. Im Jahre 1876 überschwemmte die Eulach den obern Teil der Stadt, so daß die Kinder aus der Geiselweid (Gänseweid) während zwei Tagen nicht in die Schule gehen konnten. Um solchen Übelständen abzuhelfen, baute man für den Bach einen *Kanal*.

Der Heiligberg und der Brühl leiten den Bach gegen Westen ab. Beim Untertor teilte sich das Wasser wieder in zwei Arme. Am Kanal waren zwei Mühlen, eine Schleife und eine Walke mit Bleicherei im Betrieb. Im Weiterlauf mußte dieser Teil die Wiesen bewässern. Bei *Wülflingen* (Dorf des Wulfilo) empfängt die Eulach den Veltheimer Bach, der aus dem Walkeweiher kommt und in alter Zeit beim Rosenberg die Räder einer Mühle trieb. Unterhalb der Anstalt für Altersschwache, die früher eine Baumwollspinnerei war, mündet die Eulach in die Töb. Hier stand zur Keltzeit eine Bronzegießerei.

Seit alter Zeit war die Eulach von Waltenstein (Tüberg) an Eigentum von Winterthur. Im Jahre 1434 gebot Kaiser Sigismund, niemand dürfe die Stadt in ihrem Besitztum schädigen. Die Bürger frohlockten; dennoch entstanden wegen der Eulach viele Streitigkeiten. Die Landanstößer oberhalb des Ortes benutzten trotz Verbot die Eulach zum Wässern der Wiesen; dann hatten die sieben Mühlen in der Stadt bei trockener Jahreszeit kein Wasser. Der Rat wählte deshalb Eulachbeschauer, die nachsehen mußten, ob der Bach die richtige Breite von fünf Metern habe und das Wasser ungehindert abfließe; dennoch mußte oft der Landvogt von Kyburg Ordnung schaffen.

Das Fischrecht (Fischenz) gehörte früher der Stadt, später dem Kanton Zürich; es wird an den Meistbietenden verpachtet. Im Jahre 1894 trat Winterthur ohne Entgelt die Eulach dem Kanton Zürich ab, dem fast alle Flüsse und Seen in seinem Gebiete gehören.

Der Schauenberg.

Zwischen Elgg und Turbental erhebt sich der Schauenberg (888 m über Meer). In der Eiszeit ging das Gletschereis bis zu seiner Spitze hinauf. Der untere Teil des Berges besteht aus Sandstein, der obere aus Nagelfluh. Dies ist eine Gesteinsart, die durch Zusammenkittung von Kies oder Geröll mit Kalk entstanden ist. Der Berg trägt einen recht bezeichnenden Namen; denn in der Umgebung Winterthurs bietet er die schönste und weiteste Rundschau. Im Osten und Norden erblickt man den Bachtel, das Hörnli, die Stadt Wil, das Thurtal, den Bodensee und die Berge in Süddeutschland; im Westen und Süden: die Kyburg, die Lägern, den Ütliberg, den Pfannenstiel, Rigi und Pilatus und die Schneeberge. Die Römer hatten da oben eine Warte errichtet; wenn der Feind ins Land einbrach, machten die Wächter am Tage einen großen Rauch, in der Nacht ein weithin leuchtendes Feuer. In späterer Zeit stand auf dem Gipfel, der aus zwei Köpfen besteht, eine Burg, von der noch Graben und Wall zu sehen sind. Um das Jahr 1344 hauste da oben der Ritter Beringer von Hohenlandenberg, der die Warenzüge, die von Zürich über Winterthur nach St. Gallen gingen, überfiel und ausplünderte; deshalb bewaffneten sich die Bürger von Winterthur und Zürich und zerstörten das Raubnest. Später war hier wie auf andern aussichtsreichen Bergen im Zürcher Gebiet eine Hochwacht. Wenn Krieg ausbrach, so machte man da ein großes Feuer mit Holz und Harz und schoß mit einem Mörser; dann mußten die wehrfähigen Männer schnell die Waffen ergreifen und sich auf bestimmten Plätzen versammeln.

Wenn die Wiesen im Tale schon grünen, so trägt der alte Herr oft noch eine weiße Mütze. Zur schönen Jahreszeit erhält er häufig Besuch von fröhlichen Schülerscharen, die da in staubfreier Luft die herrliche Aussicht genießen, lustige Spiele machen, Holz zu einem Feuer suchen und um dasselbe tanzen.

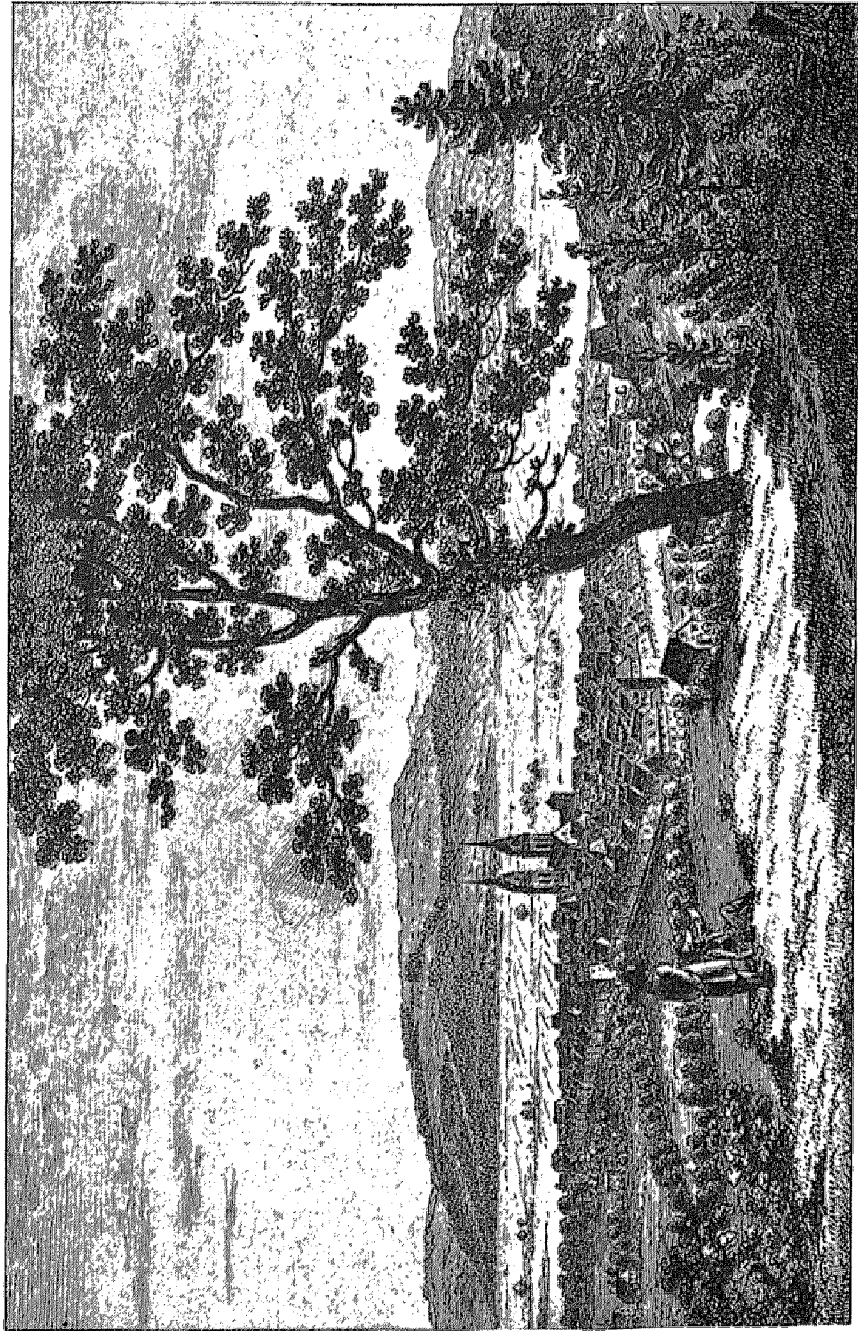
Der Lindberg.

Im Norden der Stadt erhebt sich der Lindberg, im Jahre 1180 Limperg genannt. Er ist ein flacher, breiter Hügel, der aus Sandstein besteht und seine Fortsetzung im Amelenberg gegen Seuzach und Wolfensberg gegen Veltheim (Feldheim im Jahre 774) hat. Der höchste Punkt heißt Eggenzahn (551 m); viel besucht wird das aussichtsreiche „Bäumli“ (535 m). Die Anhöhe schützt Winterthur gegen die kalten, rauhen Nordwinde. Manche Bächlein rinnen die sanften Abhänge hinunter. Das meiste Wasser speist die drei Walkeweiher, die mit schönen, schattigen Anlagen umgeben sind, und wo sich im Winter die Jugend gerne mit Schlittschuhlaufen belustigt.

In alter Zeit bedeutete „lint“ nicht weich, sondern der Bast; das sind die zähen Fasern zwischen dem Holz und der äußern Rinde. Schon die Ureinwohner unseres Landes benutzten sie zu Flechtwerk. Es wurden auch Schuhe aus ihnen verfertigt. Der Lindenbaum lieferte vortrefflichen Bast. Er war bei uns weit verbreitet und diente als Grenzzeichen. Unter ihm wurde Gericht gehalten. Viele Dörfer, Weiler, Höfe, Hügel, Berge erhielten ihren Namen von der Linde; so auch der Lindberg bei Winterthur.

Aber nicht nur Linden wuchsen auf der Anhöhe, sondern auch andere Waldbäume. Dafür sprechen am Nordabhänge die Namen: Forrenberg, die vordern und hintern Erlen, Haslen und Haselbuck; gegen die Südseite: Eichbühl und Eicholtern. Eicholter heißt der Eichelbaum; Eicholtern bedeutet: bei den Eichbäumen. Auch Wild- und Raubtiere hausten da oben; darum wird eine Gegend in den Fuchslöchern genannt.

In alter Zeit sah die Hochebene auf dem Lindberg ganz anders aus als jetzt. Inmitten des Waldes lagen mehrere Bauernhöfe, die zusammen den Namen Ackeren führten. Sie gehörten den Grafen von Kyburg, später Österreich, und zinseten ihrer Herrschaft jedes Jahr Weizen, Hafer, Bohnen,



Winterthur vom Brühlberg aus. (Von F. Hegi. 1774—1850.)

ein Schwein und 200 Hufeisen (1260). Nach und nach kaufte die Stadt Winterthur dieses Gebiet und bepflanzte es mit Wald. In Zeiten der Teuerung durften dort die armen Leute das Land reuten und unentgeltlich Getreide pflanzen.

Die schöne, sonnige Lage am Ostabhange des Lindberges lockte schon die Römer zur Ansiedelung. Es entstand ein Dorf, das von einem festen Turm (Kastell) geschützt wurde und Vitudurum hieß, d. h. die Feste des Vitu. Zu verschiedenen Zeiten entdeckte man in der Umgebung von *Oberwinterthur* Überreste aus der Römerzeit: Bilder von Göttern, Geräte und Mühlsteine, die im Museum Winterthurs aufbewahrt werden. Wegen seiner günstigen Lage ließen sich nachher auch die Alemannen da nieder und nannten den Ort Wintarduro (856) oder Wintertura (886). Da wurde an offener Landstraße unter einer Linde Gericht gehalten.

Nicht der ganze Lindberg gehört der Stadt; der nordöstliche Teil des Waldes ist Oberwinterthur eigen. Da konnten die Leute das nötige Holz holen; der Weibel wies es ihnen an; dafür gaben sie ihm an der Weihnacht je ein „Hochzeitbrot“ (ein Brot für einen hohen Festtag). Jeden Tag mußte der Förster zweimal in den Wald gehen und da Aufsicht halten; als Lohn erhielt er zur Erntezeit Getreidegarben. Die Bürger von Oberwinterthur konnten den Lindberg auch als Weide benutzen. Sie hatten das Recht, ihre Rosse bei Sonnenuntergang dorthin zu treiben; aber am Morgen mußten sie dieselben wieder holen. Auch Gänse konnten dort weiden; verließen sie aber die Gemeindeweide und drangen sie in das besondere Eigentum ein, so war der Geschädigte berechtigt, die Tiere mit dem Schnabel auf den Zaunstecken zu speißen.

Der Weinbau.

Sehr wahrscheinlich pflanzten schon die Römer den Weinstock an den sonnigen Abhängen des Lindberges. Daß vor 600 Jahren da die Weinrebe wuchs, ist ganz sicher. Im Jahre 1279 wurde ein Teil des Lindberges im Weingarten genannt. Der oberste Pfarrer Eberhard in Winterthur ließ ein unfruchtbares Gelände am Lindberg in guten Stand bringen und mit Reben bepflanzen. Auf seinen Tod hin schenkte er den Weingarten der Kirche in Winterthur (1297). Kurze Zeit nachher verkauften zwei Brüder ein Stück Rebland mit einer „Trotte“ dem Spital in Winterthur (1306). Herzog Leopold von Österreich kaufte vor der Schlacht am Morgarten von einem Ritter zwei Pferde; da er kein Geld hatte, verpfändete er ihm die Weinreben im Lee am Lindberg, die jährlich über 45 hl Wein als Zins gaben. Die Fürsten von Österreich machten es sich bequem; damit sie beim Weinbau keine großen Unkosten hatten, mußten die Bauern in Winterthur und Umgebung alle Jahre unentgeltlich Mist und Rebstecken in die österreichischen Weingärten am Lindberg liefern.

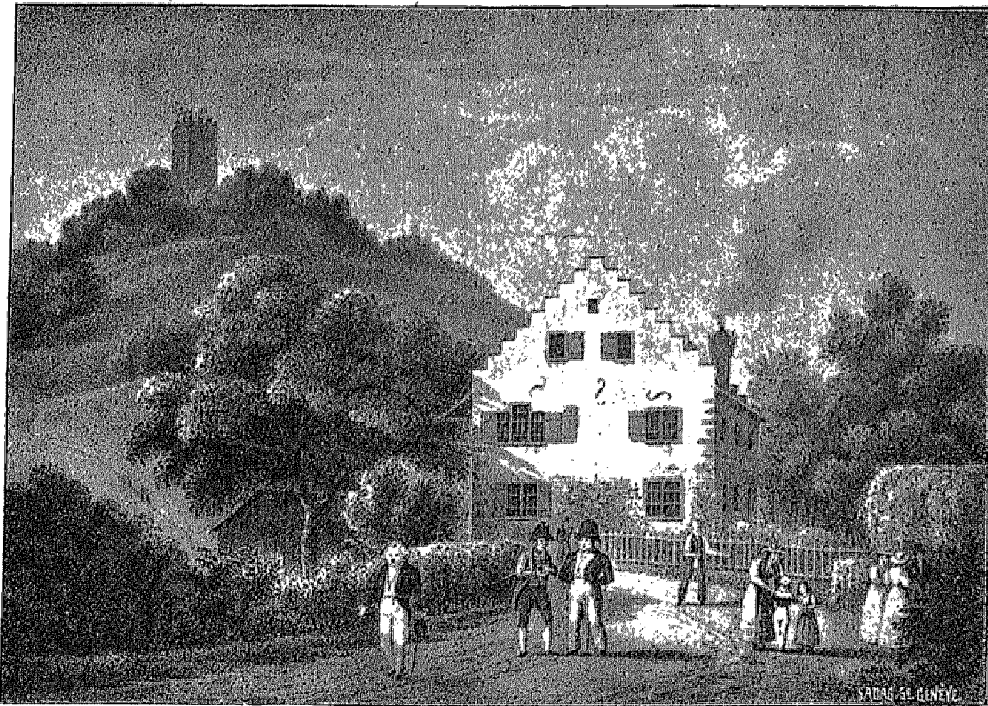
Der Weinbau vermehrte sich so sehr, daß das Neuanlegen verboten wurde; sogar am Brühl und Heiligberg hatte es Reben. Jeder Bürger in der Stadt besaß ein Stück; manche beschäftigten sich während ihres ganzen Lebens nur mit der Pflege des Weinstockes. Sie bildeten eine besondere Zunft, die Rebleute, die in der Rebleutenstube an der obern Markt-gasse ihre Zusammenkünfte hatten. Der Rat der Stadt bestimmte den Lohn für die Männer und Frauen, die in den Weinbergen für reiche Leute arbeiteten. Er schrieb auch vor, welche Rebsorten gepflanzt werden durften. Die Winzer konnten ihren Wein nicht verkaufen, wie sie wollten; der Rat setzte jeden Herbst den Preis des neuen Weines fest.

Die Weinbauern taten sich zu Genossenschaften zusammen und errichteten Gebäude mit Weinpressen, die den Namen „Trotten“ führten. An einem langen, starken Eichbaum hing ein schwerer, runder Stein, der den Saft aus den

Beeren preßte. Ein Trottmeister, der einen bestimmten Lohn erhielt, besorgte die Aufsicht, damit die Winzer der Reihe nach redlich und ungestört ihre Trauben keltern konnten. Die Knechte, die dabei halfen, erhielten als Lohn Haber, Hühner und eine Mostsuppe (1300). War in den Wäldern Winterthurs keine geeignete Eiche zu finden, so kaufte man eine solche in den umliegenden Dörfern. Viele hundert Männer zogen dann den Eichbaum unter Jubel und Gesang vor die Stadt und bekamen für ihre Mühen im Neuhaus einen Trunk mit Brot. Das war ein Fest.

Festtage gab es auch zur Zeit der Weinlese. Morgens begab sich jung und alt in die Weinberge und sammelte bis abends die blauen Trauben. Das war ein Singen, Jubeln und Jauchzen! Mit Pistolen, Gewehren und kleinen Kanonen wurde geknallt, daß die Luft erzitterte wie in einer Schlacht. In der Dämmerung beleuchteten Raketen, Feuerwerk und Freudenfeuer Himmel und Erde. Zu Hause saß man zusammen; man spielte, tanzte, verkleidete sich und trieb allerlei Schabernack. War die Weinlese zu Ende, gab es ein reichliches Mahl, bei dem die Lustbarkeit erst recht zur Geltung kam. Das war der „Krähanen“. Der Name stammt aus der Heidenzeit.

Nicht immer lohnte der Weinsegen die schwere Arbeit der Winzer. Neben den fruchtbaren Jahren gab es auch solche, in welchen die Trauben sehr sauer waren oder von Frost und Hagel vernichtet wurden. Das war ein großer Jammer für die Weinbauern. Manchmal gab es so wenig Trauben, daß der Albaniwein nicht ausgeteilt werden konnte. Im Jahre 1465 war der Wein bei Winterthur so gering und untrinkbar, daß man ihn zum Ledergerben und zum Mischen mit Kalk zum Häuserbau verwendete. In unserer Zeit setzen Frost, Reblaus und Meltau dem Weinstocke so sehr zu, daß er nach und nach ganz ausgerottet wird. Die Stadt Winterthur besitzt noch Weinberge in Wiesendangen und Neftenbach.



Ruine Alt-Wülflingen mit dem 1875 abgebrochenen Schloßhof.

Alt-Wülflingen.

Vor vielen tausend Jahren hatte die Töb bei Winterthur einen andern Lauf als jetzt; sie floß durch das Dättnau und Rümstal nach Pfungen hin. Dadurch entstand die Hügelkette: Ebnet, Hoch-Wülflingen, Beerenberg und Multberg. Diese Anhöhen haben steile Abhänge, sind sehr aussichtsreich und werden deshalb von jung und alt sehr häufig besucht. Zwischen der Töb und diesem Höhenzuge erhebt sich ein Bergkegel, der sich vorzüglich zum Bau einer Burg eignete.

In sehr alter Zeit diente der Hügel, der aus Sandstein besteht, den Umwohnern im Kriege als Zufluchtsort (Refugium). Die steilen Abhänge waren mit scharfen, undurchdringlichen Dornen bewachsen. Oben ringsum am Rande verwehrtenspitze, tief eingerammte Pfähle den Eingang. Zum Gipfel führte nur ein schmaler Pfad. Oben bot der breite Platz genügend Raum für die Anwohner mit Habe und Vieh.

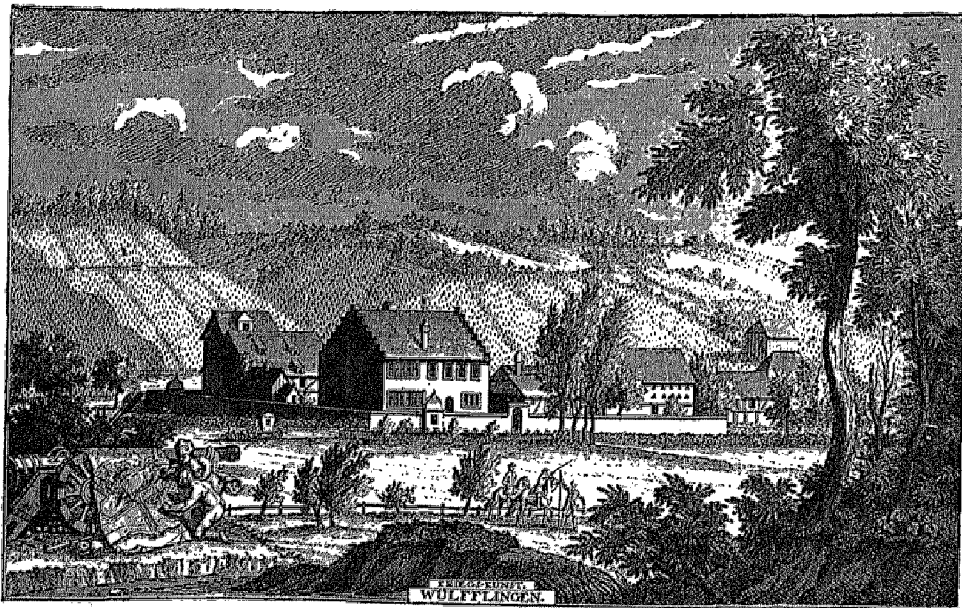
In einem hohen Turm mit dicken Mauern lebten da später die Grafen von Wülflingen. Der Name bedeutet: die Leute bei den Nachkommen des Wulfilo. Zu ihrer Herrschaft gehörten noch die Dörfer Embrach und Buch am Irchel. Ein Bischof wollte mit mehreren Fürsten den Deutschen Kaiser Heinrich III. hinterrücks ums Leben bringen; aber der böse Plan kam an den Tag. Zur Strafe wurde der treulose, hinterlistige Bischof auf die einsame Feste Wülflingen verbannt (1055). Kurze Zeit nachher brach zwischen dem Deutschen Kaiser Heinrich IV. und dem Papste ein schrecklicher Krieg aus. Die Anhänger des kirchlichen Oberhauptes, unter ihnen auch der Graf von Wülflingen, wurden bei Veltheim besiegt (1079). Sehr wahrscheinlich zerstörten damals die Feinde die Feste Wülflingen.

Später kamen die Dörfer Wülflingen und Buch unter die Herrschaft der Grafen von Habsburg. Der Turm wurde neu aufgebaut. Die Mauern sind über zwei Meter dick. Auf der Nordseite, 9 m hoch, ist eine spitzbogige Öffnung. Das war der Eingang, zu dem eine gedeckte, hölzerne Treppe führte. Unten war der Kerker. An den Turm lehnten sich Wohn- und Nebengebäude zur Aufnahme von Menschen und Vieh. Auf dem Burgplatze war ein Galg- oder Sodbrunnen, eine sehr tiefe Zisterne, deren Vertiefung jetzt noch zu sehen ist. Da fiel einmal ein siebenjähriger Knabe hinab. Sein Kopf wurde zerschmettert. Am Fuße des Hügels, auf der linken Seite der Töb, lag der Schloßhof.

Die Herzoge von Österreich, in deren Besitz die Burg mit Wülflingen und Buch kam, führten viel Krieg. Dabei halfen ihnen die Adeligen in der Umgebung von Winterthur; aber sie verlangten dafür hohen Sold. Da die herzogliche Tasche oft leer war, mußten die Fürsten, um ihre Schulden zu bezahlen, ihre Burgen mit Land und Leuten verpfänden. So wanderte Alt-Wülflingen in die Hand der Herren von Hettlingen und Seen; dann hausten dort oben die Landenberger und Rümlanger. Um Geld zu verdienen, zogen die Adeligen in fremde Kriegsdienste. Sie führten ein Leben in

Saus und Braus, kauften schöne Pferde, Hunde und Waffen und — verarmten. Hans Konrad von Rümlang zu Alt-Wülflingen hatte viele Schulden. In seiner Not wurde er zum Betrüger; deshalb wurde er nach Zürich in das Gefängnis abgeführt und da enthauptet (1529).

Die adeligen Inhaber der Burg hatten kein Geld, um die Gebäude im guten Stand zu erhalten; die Feste zerfiel immer mehr. Die neuen Besitzer verließen den kalten, windigen Turm und bauten an der Landstraße, die von Wülflingen nach Winterthur führt, ein neues Schloß. Aber auch die neuen Herren führten ein leichtsinniges Leben und gerieten in Armut. Da kaufte Winterthur den Turm mit den Waldungen und dem Schloßhofs. Die Ruine ist ein Lieblingsort für Gesellschaften und Schulen, die da oben die schöne Aussicht genießen und sich an Gesang, Spiel und Tanz erfreuen. Auch das neue Schloß kam in den Besitz unserer Stadt.



Schloß Wülflingen um 1730. (Von D. Herrliberger.)

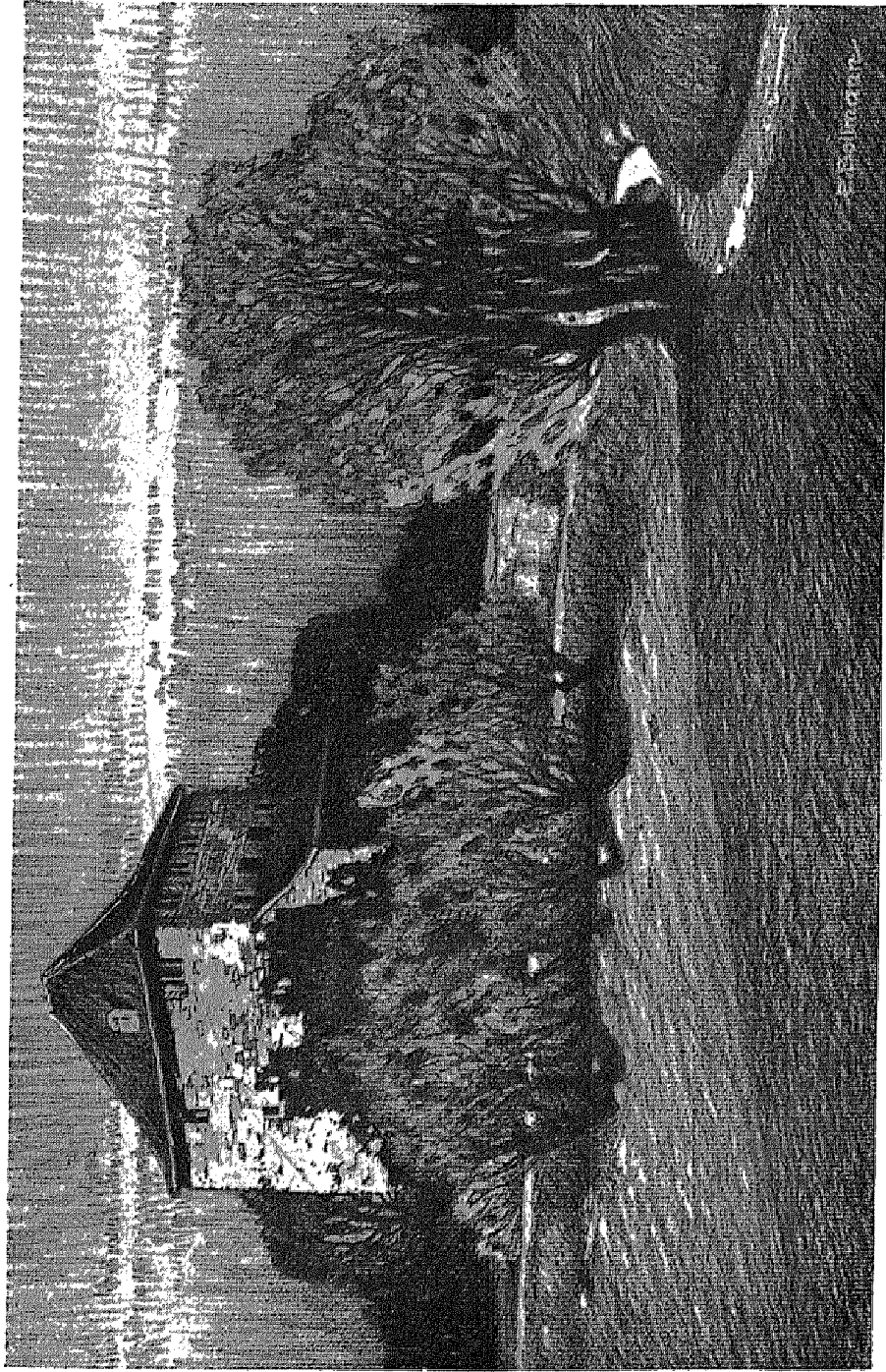
Die Mörsburg.

In alter Zeit war viel Krieg. Von Osten her drangen wilde Reitervölker in unser Land ein, raubten, plünderten und jagten mit der Beute und den Gefangenen auf ihren schnellen Rossen davon. Um der Unsicherheit abzuweichen, umgab man die größern Orte mit Mauern und baute auf steilen Hügeln feste, viereckige Türme. In dieser Not entstand die *Morisburg*, jetzt Mörsburg genannt, d. h. die Burg des Mohren.

Vor vielen tausend Jahren wuchsen die Gletscher bis zu uns herab und trugen auf ihrem Rücken große Felsblöcke, die von den Bergen herabgefallen waren. Als wieder eine wärmere Zeit eintrat, schmolz das Eis und die großen Steine, Findlinge genannt, blieben in unserer Gegend liegen. Solche sieht man in den städtischen Anlagen. Sie eigneten sich vorzüglich zum Bau der Mörsburg. Die Leibeigenen mußten auf schlechten Wegen und Karren die großen Steine herbeischaffen. Das kostete viel Mühe und Arbeit. Die Blöcke wurden unbehauen aufeinander geschichtet und mit Mörtel verbunden. Da der Burgplatz keine steilen Abhänge hat, mußten die Mauern sehr dick gemacht werden, vier bis fünf Meter. Die Mörsburg ist eine großsteinige Feste und gehört zu den ältesten Bauten des Landes. Da vorbei ging ein viel begangener Weg vom Tößtal ins Thurtal. Das Schloß sicherte den Verkehr und hielt die Feinde ab.

Sehr wahrscheinlich wohnten da die Grafen von Winterthur. Dieser Ort wurde im Jahre 856 Wintarduro geheißen; hier versammelte sich auf offener Landstraße das hohe Gericht. Ein Graf war der Stellvertreter des Königs und hatte den Blut- und Heerbann. Als dieses Geschlecht ausgestorben war, kam die Burg an den Grafen Adalbert (1094). Dieser war ein gewalttätiger Mann, der sich am Kirchengute vergriff. Als er sein Ende herannahen fühlte, plagte ihn das Gewissen; er zeigte Reue und machte einem Kloster große Schenkungen.

Nach seinem Tode kam die Burg an die Grafen von Kyburg. Der letzte von diesen, Hartmann der Ältere, wohnte



Die Mörsburg. (Von E. Bollmann.)

vor seinem Tode in der Mörsburg. Er ließ im Schlosse auf der dicken Mauer eine Kapelle erbauen, in der Gottesdienst gehalten wurde und die jetzt noch zu sehen ist. Zur Beherbergung der großen Dienerschaft und des Gefolges ließ der reiche, mächtige Graf auf der Südseite des dickleibigen Turmes noch eine zweite Burg, die Vorburg oder das Ritterhaus erbauen, von dem noch Mauerüberreste vorhanden sind (1253). Da der Graf kinderlos war, erbte sein Neffe, der Graf Rudolf von Habsburg, die Mörsburg. Von diesem ging sie an seine Söhne, die Herzoge von Österreich über. Diese übergaben das Schloß zur Verwaltung einem treuen Diener, dem Meier von Neuburg bei Wülflingen. Die Appenzeller zogen in ihrem Kriege gegen Österreich raubend und sengend bis in unsere Gegend. Den dicken Mauern des Turmes konnten sie keinen Schaden zufügen; aber das Dach und die Vorburg gingen in Flammen auf (1407).

Lange Zeit hausten in der Mörsburg die Herren von Goldenberg. Als diese ausgestorben waren, kaufte die Stadt Winterthur das schöne Besitztum mit Äckern, Wiesen, Weinbergen, Wäldern, Häusern und Scheunen, Grundzinsen und Zehnten (1598) und ließ das Ganze durch einen Amtmann verwalten. Im Jahre 1798 und später zogen Franzosen, Österreicher und Russen bei der Mörsburg vorbei, kämpften da gegeneinander und fügten der Stadt und den Bauern großen Schaden zu. Später veräußerte Winterthur die liegenden Güter und behielt nur noch den Turm und die Waldungen (1830).

In dem Schlosse sind schöne, sehr sehenswerte Sammlungen; sie enthalten viele Gegenstände aus alter Zeit: Grabsteine, Kanonen, Waffen, Wappen, Fahnen, Glocken, Geschirr aus Glas, Zinn und Ton, Hausgeräte, Laternen, Öfen, Bilder und Gemälde. Im obersten Saale genießt man eine reizende Aussicht, die von den Bergen Süddeutschlands bis in die Schneeberge reicht. Die Mörsburg wird deshalb sehr häufig von jung und alt besucht.

Das Schloß Hegi.

Der Name Hegi bedeutet einen Hof, der mit einer Heide umgeben ist. Wie der dicke, alte Turm in Wiesendangen (Wiese, der Anger des Wisent), liegt die Burg Hegi nicht auf einem steilen, schwer zugänglichen Berge, sondern im Thale in einer Ebene. Sie ist eine Wasserfeste oder ein Weiherhaus. In Zeiten der Gefahr wurde das Wasser der Eulach umgeleitet. Der älteste Teil der Burg ist der viereckige, schwarze Turm, dessen Mauern fast zwei Meter dick sind. Zu oberst war die Wohnung; deshalb befindet sich die Eingangstür im dritten Stocke. Den Turm umgab ein Hof, der durch eine Ringmauer und einen Wassergraben geschützt war. Die Burg Hegi stand schon im Jahre 1225.

Die Besitzer der Feste waren nicht Freiherren, wie die Edlen von Wart bei Neftenbach, sondern Dienstmannen der Grafen von Kyburg, später der Herzoge von Österreich. Wenn Krieg ausbrach, mußten sie diesen gut bewaffnet zur Hilfe ziehen. Von diesen hatten sie die Burg und viele Güter zu Erblehen. Ohne Einwilligung ihrer Herren durften dieselben weder verkaufen, noch verpfänden, noch verschenken. Die Herrschaft aber gab ihren Töchtern eine Aussteuer.

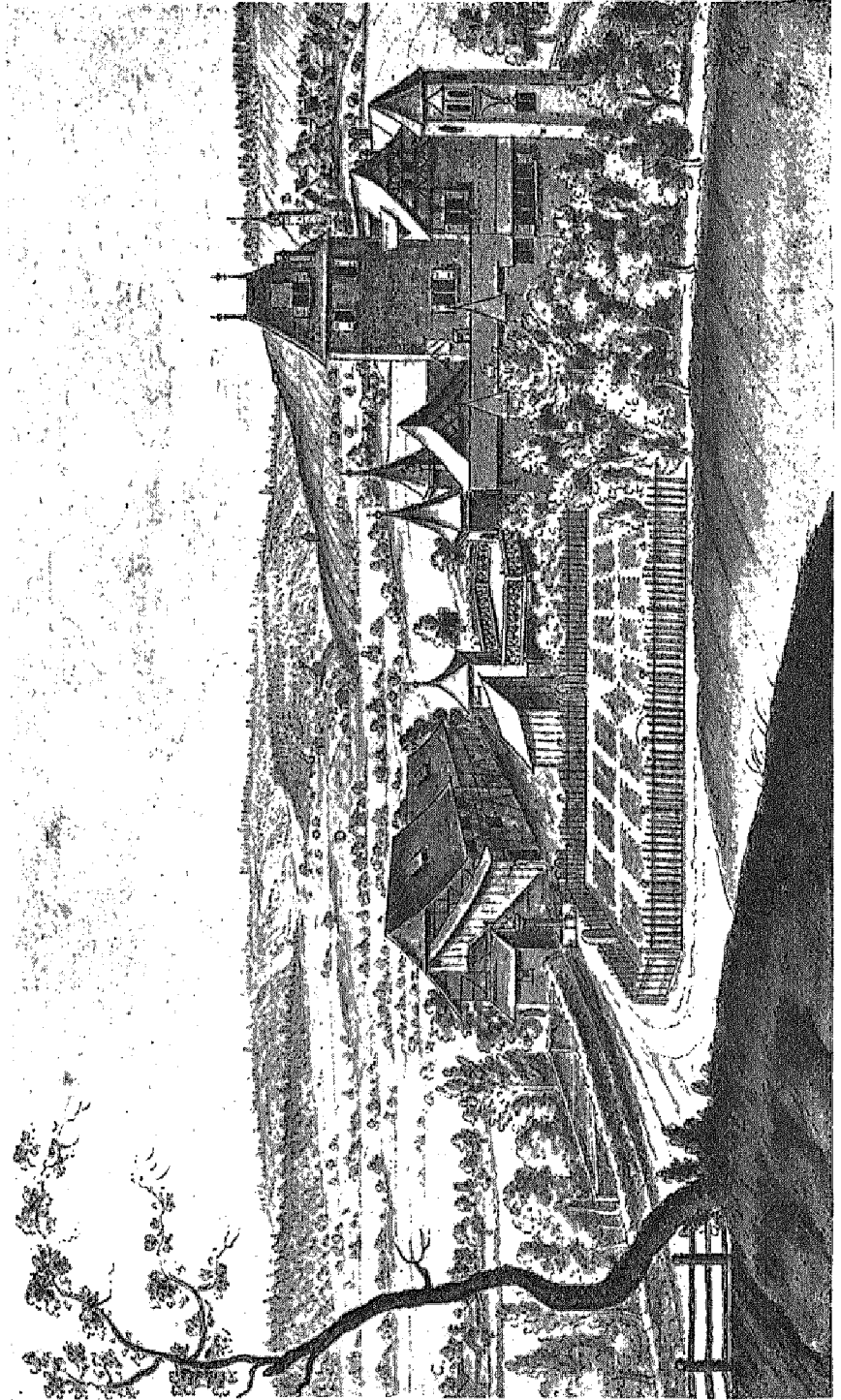
Die Herren von Hegi waren Bürger von Winterthur. Sie verließen den alten, kalten Turm und wohnten behaglich in der Stadt. Als im Jahre 1342 in Winterthur unter der Bürgererschaft ein arger Zwist ausbrach, in dem ein Teil der Einwohner vertrieben und ein Bürger getötet wurde, setzte Österreich den Hug von Hegi als Schultheißen ein, damit er wieder Ordnung und Sicherheit herstelle. Bei der Belagerung von Winterthur half ein anderer Hug von Hegi mit andern Adligen die Stadt gegen die Eidgenossen verteidigen (1460).

Der letzte Hug von Hegi lebte beim Küngstor in Winterthur. Er war ein Wohltäter der Armen und der Kirche. Im Winter des Jahres 1491 war äußerst hart; es gab 31 Schneefälle, so daß man im Schlitten bis an den Genfersee reisen konnte. Die armen Leute litten große Not. Da speiste c

cke
die
auf
ale
us.
sie
rze
erst
üre
ine
urg

die
der
ch.
zu
ter
sie
en-
er.
ur.
ich
ür-
in-
er-
der
on
eli-

er-
Der
ee-
en
las



Schloß Heri. (Von I. U. Schellenberg. 1709—1795. Kunstverein Winterthur.)

Spital in Winterthur alle Tage 172 Personen mit Mus und Brot zu Mittag, und am Abend tat dies Junker Hug von Hegi, sonst wären viele Leute vor Hunger gestorben. Das dauerte, bis das Getreide im August reif war.

Hug von Hegi hatte keinen Sohn; er starb im Jahre 1496. Mit ihm erlosch sein Geschlecht. Sein Grabstein und der seiner Gattin sind beim Schlosse Mörsburg aufgestellt. Die Burg Hegi mit allen Gütern erbte der Tochtermann Jakob von Hohenlandenberg. Da wurde Hugo von Hohenlandenberg, der spätere Bischof von Konstanz, geboren. Dieser liebte die Kunst und verwendete viel Geld, um das Schloß umzubauen und zu verschönern. Das Wohnhaus wurde neu erstellt. In drei Ecken der Ringmauer kamen runde Türmchen; in die vierte baute man kleine Kapellen mit schönen Gewölben.

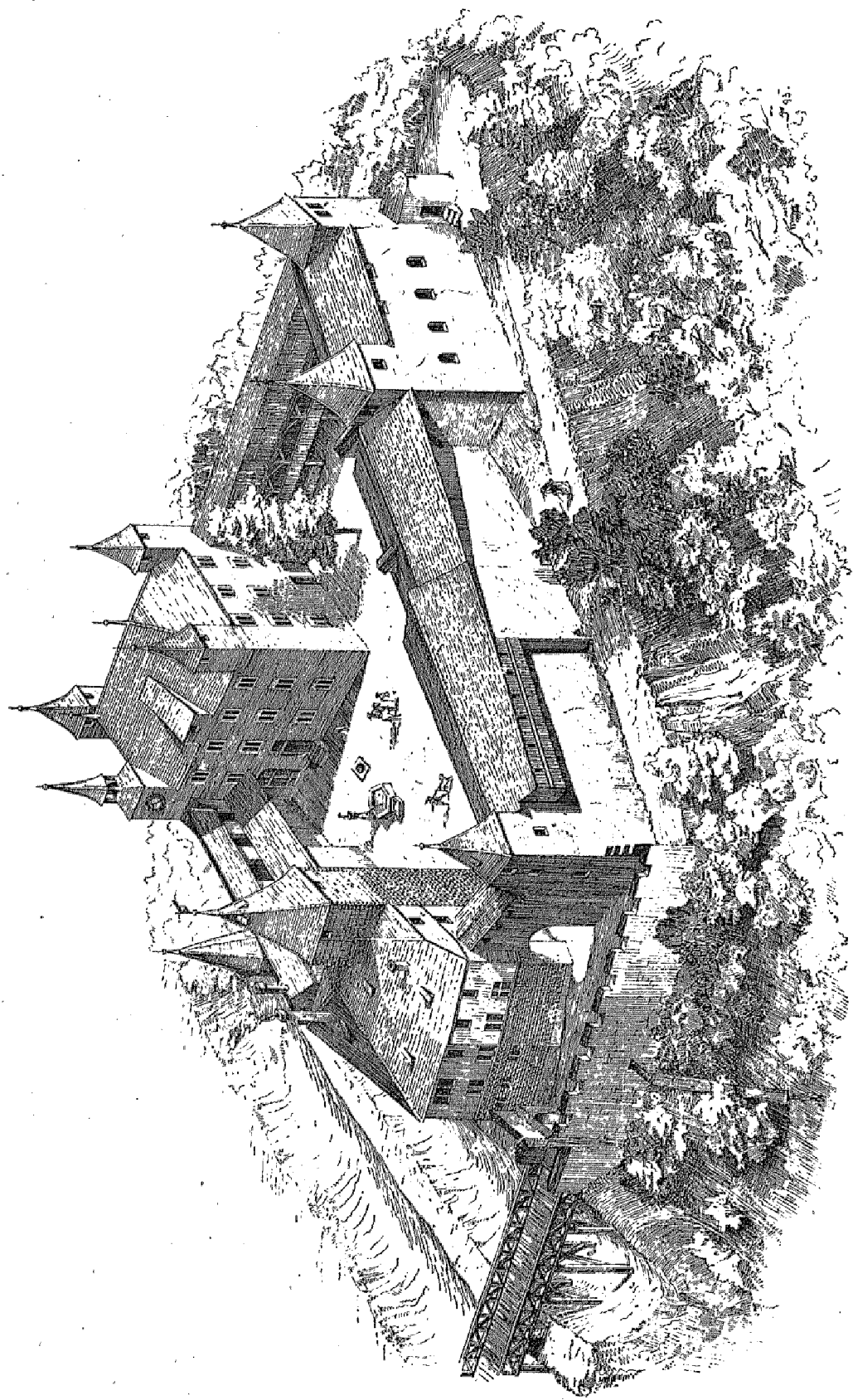
Durch Erbschaft gelangte das Schloß Hegi in den Besitz der Herren von Hallwil. Dazu gehörten die mittleren Gerichte über fünf Dörfer: Hegi, Oberwinterthur, Wiesendangen, Gundetswil und Zünikon. Das niedere Gericht über Hegi stand unter dem Kloster Embrach. Wolf Dietrich von Hallwil wollte das ganze Besitztum an Winterthur verkaufen; aber Zürich fürchtete, die Eulachstadt könnte dadurch zu mächtig werden und zog den Kauf an sich. So wurde Hegi zürcherisch (1587); im Schlosse wohnte ein Obervogt aus der Hauptstadt. Später erwarben drei Bauern die Schloßgebäulichkeiten mit den Gütern, aber ohne die Gerichtsbarkeit.

Die Kyburg.

Zur Zeit der Schneeschmelze und bei lang andauerndem Regenwetter stürzten große Wassermassen der Töb talabwärts. Sie prallten an steile Bergwände und Felsen und wurden durch diese bald nach links, bald nach rechts abgelenkt. So entstanden halbinselartige Anhöhen, die sich vorzüglich zur Anlage von Burgen eigneten. Auf einem solchen zungenförmigen Bergrücken steht die Kyburg, die 632 m über Meer und 162 m über der Talsohle liegt. Nach drei Seiten hat sie steile Abhänge; nur von Süden her kann man ebenen Fußes zu der Feste gelangen. Zwei tiefe Gräben sperrten den Zugang. An die Burg schmiegte sich das Städtchen Kyburg, das gegen Mittag ebenfalls durch einen tiefen Einschnitt, der jetzt noch zu sehen ist, geschützt war.

Obschon die Lage zur Verteidigung sehr günstig war, sank die Burg doch zweimal in Schutt und Asche. Herzog Ernst II. von Schwaben lag mit seinem Stiefvater, dem Kaiser Konrad II., im Kriege. Graf Werner von Kyburg unterstützte den Herzog mit allen Kräften. Da erschien der Kaiser mit Heeresmacht vor der Kyburg; aber Werner verteidigte sich so tapfer, daß die Feste erst nach drei Monaten eingenommen und gebrochen werden konnte. Durch einen geheimen Ausgang entwichte Graf Werner und eilte zu seinem Freunde Herzog Ernst. Der Kaiser machte diesem große Versprechungen, wenn er den Kyburger von sich stoße und ihn ausliefere, aber ohne Erfolg. Die beiden Freunde blieben unzertrennlich, kamen in einem wilden Gefechte miteinander ums Leben und gaben so der Nachwelt ein schönes Beispiel der Liebe und Treue (1028).

Graf Hartmann ließ auf dem günstigen Platze eine neue Burg erbauen. Nun brach zwischen dem Deutschen Kaiser und dem Papste ein schwerer Krieg aus. Hartmann hielt es mit dem letztern. Da erschien von St. Gallen eine mächtige Kriegsschar, belagerte und brach die Kyburg und nahm den Sohn Hartmanns gefangen (1079).



Die Kyburg zur Zeit der Landvögte. (Von J. Zemp.)

Aus der Asche erhob sich eine neue Feste. Die Grafen von Kyburg ließen einen sehr starken Turm erbauen, dessen Mauern drei Meter dick sind. An diesen lehnt sich links vom Eingange das Grafenhaus. Gegen Abend in der Ecke ist das Ritterhaus, von dem der schwarze Gang in das Gefängnis und zur Burgkapelle führt. Von da geht eine Ringmauer zum Willenturm beim innern Tor.

Durch Erbschaft wurden die Grafen von Kyburg sehr reich. Sie waren die mächtigsten Herren im Schweizerlande und führten in ihrem Wappen einen Löwen; daher bekam auch Winterthur dieses Wahrzeichen. Damals war Glanz und Pracht in der Kyburg. Die Grafen lebten wie Fürsten und hatten adelige Herren als Diener. Bei großen Festen mußte der Truchseß dem Grafen die Speisen vorsetzen; der Schenk kredenzte den herrlichen Wein; der Kämmerer sorgte für Linnen und Gedeck; der Marschall hielt die schönen Pferde zum Ausreiten bereit.

Graf Hartmann der Ältere, von Kyburg, starb kinderlos (1264). Rudolf von Habsburg und sein Sohn König Albrecht erbten nun die Feste. Sie hielten diese für so stark und sicher, daß in der Kapelle des Schlosses die Reichskleinodien (Krone, Szepter) aufbewahrt wurden. Tag und Nacht mußte bei ihnen gebetet werden. Die Burg wurde Eigentum der Herzoge von Österreich, die sie durch treue, adelige Diener bewachen ließen. Mehrmals wurde die Burg verpfändet.

Die Schwyzer und Zürcher hätten die Burg schon lange gerne in Besitz genommen; deshalb war da oft Feindschaft. Einmal nahmen österreichische Adelige einige Kaufleute aus Zürich gefangen. Das stach den Zürchern gewaltig in die Nase; sie sann auf Rache. Als der Herr von Kyburg eines Tages viele Bürger von Winterthur und Schaffhausen zu einer Schweinejagd eingeladen hatte, überfiel plötzlich eine Schar berittener Zürcher die fröhliche Gesellschaft und führte einen Teil derselben gefangen fort. Die Suppe wurde stark versalzen; denn die Haft dauerte 27 Wochen (1411).

Österreich verpfändete die Kyburg mit der Grafschaft an Zürich und konnte sie wegen Geldmangel nicht mehr lösen. Da oben herrschte nun der Zürcher Landvogt. Brach Krieg aus, so bot er die waffenfähige Mannschaft zum Auszuge auf. Er hielt das hohe Gericht. Wer sich schwere Vergehen zuschulden kommen ließ, wurde in den finstern Turm gesperrt, oder kam an das Halseisen, oder wurde mit Ruten gepeitscht, oder mußte Sand und Steine aus der Töb in die Burg hinauftragen und dazu noch große Geldbußen bezahlen. Das Landvolk schaute deshalb nur mit Gruseln zu der Feste hinauf; sie war ihm ein Dorn im Auge. Die Leute mußten auch alljährlich eine Kriegssteuer entrichten, die in der Kyburg aufbewahrt wurde. Oft gelüstete es die Bauern nach dem schönen Gelde; darum wollten sie die Feste erstürmen; aber der Landvogt mit der Besatzung hielt wacker stand und wehrte die Angriffe ab.

Im Jahre 1798 kamen die Franzosen in unser Land und brachten den Untertanen die Freiheit. Die Bauern versagten der Zürcher Regierung den Gehorsam und stürmten gegen die Kyburg. Der Landvogt war ein Hasenfuß und öffnete ihnen das Tor. Sie plünderten das Schloß rein aus und verteilten die Kriegsgelder im Betrage von vielen hunderttausend Franken.

Einige Zeit blieben die Schloßgebäude leer und verlassen und gingen dem Verfall entgegen. Im Jahre 1814 verwendete Zürich zur Wiederherstellung eine große Summe. Da wohnte ein Oberamtmann, ein Stellvertreter der Regierung. Später wurde diese Stelle aufgehoben und das Schloß auf die Gant gebracht. Damals war die Absicht, die Gebäude niederzureißen und mit den Steinen an der Töb eine Spinnerei zu bauen. Glücklicherweise kam der Plan nicht zur Ausführung. So steht die stolze Burg jetzt noch auf der waldumkränzten Höhe und schaut weit über die Lande, ein Denkmal der alten Zeit. Seit 1917 ist sie Eigentum des Staates.

Handwerk und Industrie.

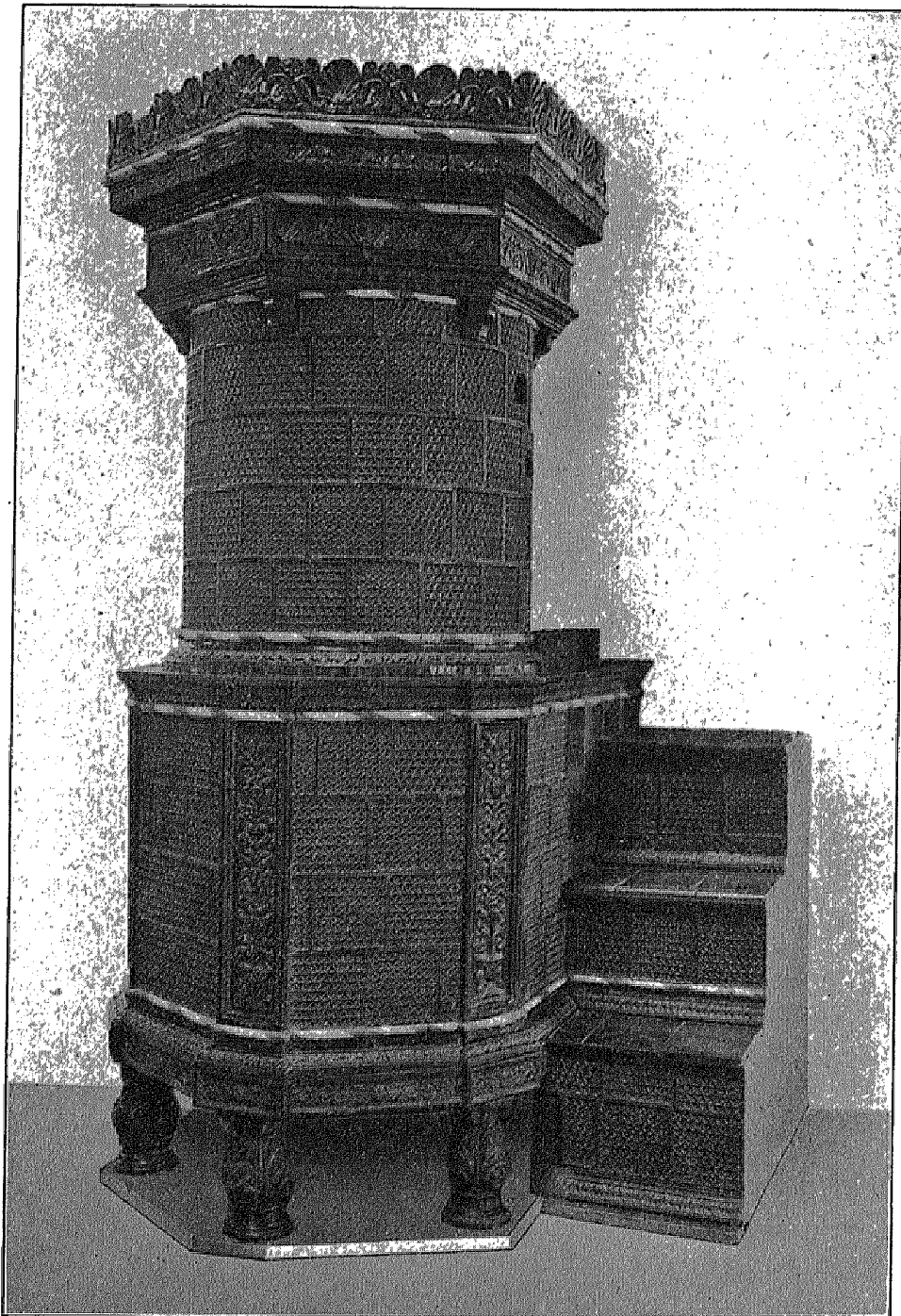
a) Das Handwerk.

Wo viele Menschen beieinander wohnen in Dörfern oder Städten, da braucht es auch Handwerker für die Lieferung der Nahrung (Bäcker, Metzger), der Kleidung (Schneider, Schuhmacher) und für die Herstellung und den Unterhalt der Behausungen, sowie der Geräte und Werkzeuge.

Im Jahre 1717 befanden sich unter den nahezu 3000 Einwohnern der Stadt Winterthur 565 Handwerker samt Gesellen, darunter 80 Metzger, 68 Bäcker, 49 Schuster, 35 Gerber und 31 Schneider. Die Gerbereien an der Eulach waren damals blühende Gewerbe. Die auffallend große Zahl der Handwerker läßt sich nur dadurch erklären, daß damals fast alle Meister auch noch Landwirtschaft betrieben, wie es in den Dörfern heute noch vielfach üblich ist. Beinahe jede Bürgerfamilie besaß außerhalb der Stadtmauern wenigstens ein Stück Pflanzland und einen Weinberg. Viele der damaligen Berufe starben inzwischen aus, so die Handwerke der Lismer, Nadler, Gerber, Gürtler, Zinngießer und Kammacher. Schon damals hatten die Leute Freude an glänzendem Schmucke, denn sieben Goldschmiede fanden in dem kleinen Städtchen ihr Auskommen.

Das Handwerk war im Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und teilweise auch noch später strengen Verordnungen unterworfen, welche die Qualität und den Preis der Waren, den Ort und die Zeit des Verkaufes, die Berufslehre und anderes bestimmten. Die Mitglieder jedes Handwerkes oder mehrerer zusammen bildeten eine Innung, eine Zunft. Die Zünfte hatten alles, was in ihr Handwerk einschlug, zu bestimmen und zu ordnen. In den Zunftstuben pflegten sie auch die Geselligkeit. Es gab eine Herrenstube, die Rebleutenstube, die Oberstube, die Weber- und Schmiedenstube, die Schuhmacher- und Gerberstube.

Die Lehrzeit der Winterthurer Handwerker dauerte je nach dem Berufe zwei bis vier Jahre. Dieser folgte eine mei-



Grüner Kachelofen aus der Mörsburg von 1574. (Gewerbemuseum Winterthur.)

stens längere Gesellenzeit. Junge Bürger, welche auf Kosten der Stadt ein Handwerk erlernt hatten, durften ehe sechs Jahre verflossen, nicht aus der Fremde heimkehren, „damit sie zu rechten Meistern, nicht zu Pfuschern würden“. Auf der Wanderschaft konnten sich die Gesellen nicht nur in ihrem Berufe weiter ausbilden, sie wollten dabei auch fremde Länder und Leute kennen lernen. Auf der Durchreise erhielten sie von den Meistern den „Zehrpfennig“, einen kleinen Geldbetrag, und in den Herbergen war für billige oder, wenn es not tat, auch für kostenfreie Unterkunft und Arbeitsnachweis gesorgt. Nach der Rückkehr konnte der Geselle durch die Anfertigung eines Meisterstückes unter Aufsicht der Zunftvorsteher die Meisterwürde erhalten und von dieser Zeit an selbständig sein Handwerk ausüben.

In neuerer Zeit wurden die Handwerkerzünfte durch die Gewerbefreiheit verdrängt. Das Gute, das sie besaßen, trachtet man jetzt durch Lehrverträge, Lehrlingsprüfungen, Gewerbeschulen, gesetzliche Festsetzung der Arbeitszeiten und durch Berufsvereinigungen zu erzielen.

b) Die Kunsttöpferei (Keramik).

Unter den alten Gewerben unserer Stadt ragte die Kunsttöpferei, im besondern der Ofenbau, weit hervor. Sie reicht bis ins 15. Jahrhundert zurück und gelangte im 17. Jahrhundert zu ihrer höchsten Blüte. In dieser Glanzzeit sind in Winterthur 38 zünftige Hafnermeister nachweisbar, deren Erzeugnisse selbst nach Graubünden, Süddeutschland und Vorarlberg gelangten.

Anfänglich baute man einfarbige, meist grüne, runde Öfen aus glatten Kacheln. Im 16. Jahrhundert erhält der Ofen eine reichere Gliederung. Er bleibt noch meist einfarbig, wird aber mit Reliefs geschmückt. Ein schönes Beispiel aus dieser Zeit bildet der Ofen in der ehemaligen Herrenstube des Schlosses Wülflingen, der vorher in der Burg Alt-Wülflingen stand. Mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts bildet sich der eigentliche Winterthurer Stil aus, der weiß glasierte, bunt



Mehrfarbig bemalter Ofen. (Von H. C. Erhardt. 1610. Gewerbemuseum Winterthur.)

bemalte, mit Bildern und Sprüchen gezierte Turmofen. Prachtstücke dieser Gattung sind die drei Öfen, die unsere Stadt im Jahre 1696 ins Rathaus zu Zürich schenkte, um sich die gnädige Obrigkeit günstig zu stimmen.

Die besten Ofenbauer entstammten den Bürgergeschlechtern Pfau, Graf, Erhard und Sulzer.

Die farbigen Bilder stellten die Jahreszeiten, die menschlichen Lebensalter, Tugenden und Laster, Vorgänge aus der Bibel und der Geschichte usw. dar. Als Vorlagen dienten häufig Zeichnungen berühmter Künstler wie Tobias Stimmer, Christoph Maurer, Dürer, Holbein.

Die Sprüche sind deutsch oder lateinisch abgefaßt. Sie enthalten Erläuterungen zu den Bildern und weise Lebensregeln. An einem Ofen von 1686 aus dem ehemaligen Gasthofe zum „Engel“ an der Metzggasse in Winterthur ist zu lesen:

„Allhier zum Engel ist's der Brauch,
Wer ißt und trinkt, der zahl es auch;
Ein solcher Gast ist lieb und wert,
Der fleißig zahlt, was er verzehrt.“

Die Hafner von Winterthur verfertigten in dieser Zeit auch reich geschmückte Platten, Teller, Wappenschilder usw., die als Geschenke Verwendung fanden. Eine Prunkschüssel aus dem Jahre 1680 trägt den Vers:

„Ich hab Ann dich gedacht,

Ich hab dir ein Kram von Winterthur bracht.“

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erbleicht der Glanz unseres schönen Kunstgewerbes. Infolge der veränderten Geschmacksrichtung und der scharfen Konkurrenz der Hafner von Elgg, Wiesendangen, Steckborn, Zürich usw. nehmen die Aufträge ab. Die Öfen kehren jetzt zur viereckigen Grundform zurück und erhalten die geschweiften Formen des Rokoko. Die blauweiße Bemalung wird vorherrschend.

Im Jahre 1766 wurden nur noch sechs Hafner gezählt. Elf Jahre später zeigen sie dem Rate an, daß sie aus Mangel an Aufträgen sich auf die Verfertigung von Küchengeschirr

verlegen müssen und bitten ihn, fremden Händlern den Verkauf solcher Waren zu verbieten. Das Todesstündlein der Winterthurer Kunsttöpferei hatte geschlagen.

Unser Gewerbemuseum besitzt fünf hervorragend schöne Winterthurer Öfen. Der runde, grüne Turmofen aus der Mörsburg vom Jahre 1574 mit den Öffnungen zum Äpfel-



Winterthurer Prunkschüssel von ca. 1580 mit Stadtansicht. (Landesmuseum Zürich.)

braten ist ein Unikum seiner Art. Außerdem befindet sich im Gewerbemuseum eine große Auswahl einzelner bemalter Ofenkacheln, von Platten, Tellern und andern Erzeugnissen der Winterthurer Keramik. Schöne Winterthurer Öfen stehen im Schlosse Elgg, im Rathaus in Bülach und hauptsächlich im Landesmuseum zu Zürich, aber auch in vielen Burgen und Herrensitzen der Nähe und Ferne, im Schlosse Heidelberg und in mancher ausländischen Altertümersammlung.

c) Industrie.

Als im Juni 1832 die Hafnerinnung in Winterthur zum letzten Male zusammentrat, hatte schon das aufstrebende Großgewerbe, die Industrie, als Ersatz der absterbenden Handwerke begonnen. Sie verwandelte unser kleines Landstädtchen in eine der bedeutendsten Industriestädte der Schweiz. Drunten im Hard bei Wülflingen ließen unternehmende Winterthurer im Jahre 1802 die erste große Baumwollspinnerei auf dem europäischen Festlande erstellen. Darin waren lange Zeit nahezu 100 Kinder beschäftigt. Den Schul- und Religionsunterricht erhielten sie in der Fabrik.

Johann Jacob Rieter (1762—1826) und seine Mitbeteiligten gründeten im Jahre 1826 in Niedertöb eine Spinnerei, verbunden mit einer kleinen Werkstätte. Diese wurde 1854 in die Räume des ehemaligen Klosters Töb verlegt und entwickelte sich allmählich zu der großen Maschinenfabrik, die heute noch besteht. Sie lieferte hauptsächlich Spinnmaschinen, zeitweise aber auch Transmissionen, Wasserräder, kleine Dampfmaschinen, Eisenbahnwagen, Gewehre, Werkzeugmaschinen, Wasserturbinen, eiserne Brücken, Stickmaschinen, Nähmaschinen, Elektromotoren. Jetzt beschränkt sich das „Kloster“, wie die Fabrik heute noch genannt wird, auf den Bau aller für die Baumwollspinnerei benötigten Maschinen und auf Zwirn- und Spulmaschinen für die verschiedenen Textilstoffe und liefert sie in alle Weltteile.

Noch auf ein höheres Alter sieht die Firma *Gebrüder Sulzer* zurück. Salomon Sulzer übernahm im Jahre 1775 den Betrieb einer Messinggießerei. Sein Sohn Jakob Sulzer-Neuffert und dessen Nachkommen Johann*Jakob Sulzer und Salomon Sulzer führten das Geschäft weiter. Am 7. April 1834 wurde mit dem Bau einer Eisengießerei an der Zürcherstraße begonnen. Sie beschäftigte anfänglich nur zwei Gießer und zwei Handlanger.

Im Jahre 1841 begann die Herstellung von Dampfheizungen, später von Pressen, Pumpen, Dampfmaschinen, Ventilatoren, Geschossen, Dampfschiffen, Eis- und Bohrmaschinen

usw. Heute beschäftigt die Aktiengesellschaft Gebrüder Sulzer in Winterthur und Bülach etwa 6000, in dem 1881 gegründeten Werk Ludwigshafen am Rhein rund 1500 Arbeiter und Angestellte.

Unterhalb der „Gießerei“ entstand im Jahre 1871 auf Anregung des Engländers Charles Brown, der auch in der Firma Gebrüder Sulzer tätig gewesen war, die *Schweizerische Lokomotiv- und Maschinenfabrik*. Sie begann mit dem Bau von Lokomotiven, die bisher vom Auslande bezogen werden mußten, stellte dann auch Ventilmaschinen, Benzin- und Petrolmotoren, selbst Flugmotoren her. Bisher gingen etwa 2800 Lokomotiven aus diesen Werkstätten hervor und durcheilten die weite Welt. Die Fabrik beschäftigt ungefähr 2300 Arbeiter und Angestellte.

Es wären noch viele Gewerbe und Industrien zu erwähnen, die neu hinzu gekommen sind, aber es fehlt hier der Platz zur Darstellung ihres Entwicklungsganges.

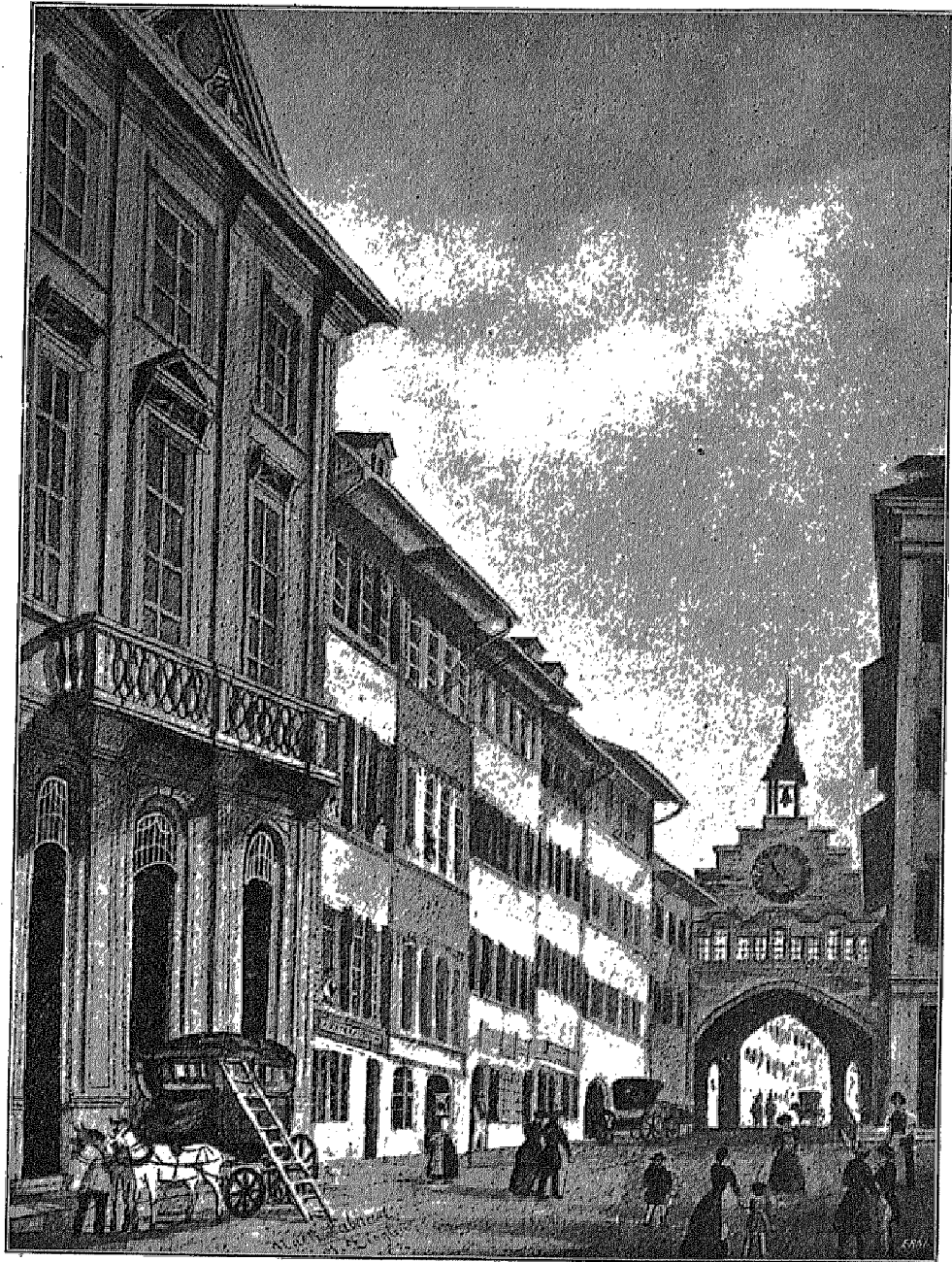
Der karge Boden unseres Landes vermag nur ungefähr einen Drittel der nahezu vier Millionen Einwohner zu ernähren; zwei Drittel müssen ihren Unterhalt aus den Erträgen des Handels, des Fremdenverkehrs, hauptsächlich aber der Industrie bestreiten. Ihr Wettbewerb mit andern Ländern wird erschwert durch den Mangel unseres Landes an den notwendigsten Rohstoffen: wie Metalle, Kohlen, Baumwolle, Seide usw. Nur durch mutigen Unternehmungsgeist, reiche Erfindungsgabe und durch tüchtige, fleißige Arbeit vermögen wir den Konkurrenzkampf siegreich zu bestehen. Der Fabrikbesitzer, der Ingenieur und Techniker und jeder einzelne Arbeiter kann auf seine Weise zur Wohlfahrt unserer Stadt beitragen. Ph.

Winterthur in der Revolutionszeit.

Auch unsere Gegend hat die Schrecken eines großen Krieges schon erfahren. Es war in den Jahren 1798 bis 1800. — In Frankreich hatte die große Revolution die Gewaltherrschaft des Königs gestürzt und „Freiheit und Gleichheit“ eingeführt. Um zu verhindern, daß die Umwälzung sich weiter ausdehne und um in Frankreich die früheren Zustände wieder herzustellen, schlossen sich die großen Staaten Europas zu Bündnissen zusammen. Sie führten jahrelang mit den Franzosen Krieg. Bei dieser Gelegenheit wurde auch unsere Schweiz ein Kriegsschauplatz.

Bis 1798 war Winterthur ein stilles Städtchen von etwa 3000 Einwohnern. Sein Gewerbe und Handel hatten es weit herum berühmt gemacht, so daß ihm daraus reicher Gewinn zufließte. Die Mehrzahl der Familien hatte ihr eigenes Heim; die Steuerlast war gering. Man kannte nur eine bescheidene Bürgersteuer auf Kopf und Gut. Trotzdem fanden die revolutionären Ideen in unserer Stadt Gehör. Man war der kleinlichen Zänkereien mit Zürich und seiner Bevormundung satt. Die gnädigen Herren schauten gar argwöhnisch auf Winterthurs Gewerbe und Reichtum und suchten deren Entwicklung zu hemmen. Sie verboten ihm zum Beispiel die Einführung der Seidenindustrie und die Errichtung einer Buchdruckerei. Darum sehnte man sich nach Freiheit und gleichem Rechte. Man begrüßte den Einmarsch der Franzosen in die Schweiz. Unsere „Alte Eidgenossenschaft“, der ein fester Zusammenhang fehlte, leistete nur schwachen Widerstand. Sie mußte sich daher den Befehlen der Sieger fügen. Die französischen staatlichen Einrichtungen wurden auch bei uns eingeführt und die Helvetische Republik mit der Hauptstadt Luzern aufgerichtet. Am 5. Mai 1798 zogen die Franzosen durch die Tore unseres Städtchens.

Hoch ging es in Winterthur her am Verfassungsfeste (16. August 1798), dem Tage der Annahme der helvetischen Verfassung. Diese brachte gleiches Recht für alle. An der



Rathaus mit dem obern Bogen.

Hintergasse wurde eine Bühne errichtet; um dieselbe standen in einem Viereck die beiden Stadtkompagnien; hinter ihnen stellte sich die Bürgerschaft auf. Die Vertreter der neuen Regierung, mit den neuen Farben: Rot, Grün und Gelb geschmückt, nahmen den Bürgern den Eid auf die neue Verfassung ab. Nachher sang und tanzte eine Schar weiß gekleideter Jungfrauen auf der Bühne und um den Freiheitsbaum, eine Tanne, die mit Bändern und Kränzen geziert war. Die Glocken läuteten, und die Kanonen donnerten. Im Erdgeschoße des Rathauses zechten die Bürger bis tief in die Nacht hinein.

Aber bald lernte die Stadt den Krieg mit all seinen Schrecken kennen. Der österreichische Feldherr Erzherzog Karl hatte die Franzosen bei Stockach geschlagen (25. März 1799). Diese zogen sich über Winterthur nach Zürich zurück. Rückzugsgefechte fanden hauptsächlich um die Flußlinien statt. In Neftenbach erinnert die Kugel im Chore der Kirche noch heute an diese Gefechte; auch in der Grüze wurde gekämpft. Eine Abteilung Österreicher, die vom Säsenberg herunterkam, zwang die Franzosen zu schleunigem Rückzuge. Drei Häuser wurden von den Kanonenkugeln, mit denen das Oberthor geöffnet wurde, leicht beschädigt. Einige Landhäuser litten Schaden durch Plünderung. Ein Vierteljahr später durchzogen über 40 000 Russen unsere Stadt; eine Kolonne von mehreren Tausend lagerte im Tößfeld im Freien. Die Soldaten waren genügsam und bescheiden; sie gaben sich zufrieden mit Rüben und Kartoffeln gleich vom Felde weg. — Bald wandte sich das Kriegsglück. Der französische General Masséna besiegte in der zweiten Schlacht bei Zürich (25. und 26. September 1799) die Russen. Trümmer des Heeres flohen über Winterthur nach Deutschland. Nun waren die Franzosen wieder die Herren unserer Stadt. Sie waren recht anspruchsvoll und beehrten in Betten zu schlafen. Die Mehrzahl wurde bei Privaten untergebracht.

Winterthur bekam die Gunst seiner Verkehrslage recht unangenehm zu spüren. Monatelang befanden sich in seinen

Mauern mehrere Generäle und an die 100 Offiziere. Es erhielt Getreide-, Futter-, Salz-, Getränke- und Munitionsmagazine, eine große Feldbäckerei, ein Militärspital, einen Pferde- und Wagenpark. Von 1798 bis 1803 betrug die Zahl der Verpflegungstage der Franzosen, Österreicher und Russen, die für kürzere oder längere Zeit in unserer kleinen Stadt beherbergt wurden, über 400 000. Winterthur hatte für den Unterhalt und alle Bedürfnisse der Truppen aufzukommen.

Eine Zeitlang kamen täglich Hunderte von Verwundeten und Kranken an; bald füllten sie alle öffentlichen Gebäude. Dann wurden sogar Privathäuser hiefür beansprucht. Die Bevölkerung, namentlich die Frauen, übten Erbarmen. Ihre Großmut und Menschlichkeit ernteten von den Militärbehörden hohes Lob.

Als besonders drückende Lasten gesellten sich zu den Einquartierungen noch die Requisitionen aller Art. An einem einzigen Tage wurde die sofortige Lieferung von 2000 Zentnern Kernen, 30 000 Rationen (zu 720 g) Brot und 2000 Pinten (zu 0,9 l) Branntwein verlangt. Zwei Tage später mußte die Stadt 500 Zentner Heu und 50 Säcke Hafer zur Verfügung stellen; am darauffolgenden Tage forderte man 300 Pfund Fleisch und 26 Rationen Hafer. Beträchtlich waren auch die Leistungen an Wein; die fremden Soldaten ließen sich den „Stadtbergler“ wohl schmecken. Für militärische Zwecke wurden Hunderte von Klaftern Holz verbraucht. Die Franzosen führten die Straßenbeleuchtung ein. Verhängnisvoll drohte die geforderte Lieferung von 12 000 Paar Schuhen zu werden, so daß man von einem „ledernen Schrecken“ sprach. Große Erbitterung erweckte die Plünderung des Zeughauses durch helvetische Truppen; auch wurde die Bürgerschaft entwaffnet. Diese Maßnahmen waren nichts weniger als geeignet, die Stimmung für die Franzosen zu verbessern.

Die Behörden Winterthurs berechneten anfangs Oktober 1800 den erlittenen Schaden auf rund 440 000 Franken, nach heutigem Geldwerte mehrere Millionen Franken. Sie hatten

große Mühe, die Geldmittel aufzubringen. Als die im Kirchengewölbe niedergelegten Ersparnisse aufgebraucht waren, wurde die Steuerlast immer drückender. Vermögens-, Kriegs-, Requisitions-, Gewerbspatent-, Handänderungs-, Getränke- und Luxussteuer, sowie die Handelsabgabe erleichterten die Geldtasche des Bürgers. Die Zünfte veräußerten ihre Silberschätze aus Furcht vor der Beschlagnahme.

Der Unterhalt der vielen fremden Gäste und die ungenügende Zufuhr verteuerten die Lebensmittel. Der Preis eines Mütt (= 96 l) Kernen stieg von acht auf 20 Gulden, ähnliche Preissteigerungen erfuhren Fleisch, Butter etc. Die Erwerbsquellen versiegten. In vielen Häusern wurde Schmalhans Küchenmeister. Die vor dem Kriege wohlhabende Stadt verarmte derart, daß ein Viertel ihrer Bewohner öffentlicher Unterstützung anheimfiel. Ähnlich wie während des letzten Weltkrieges gab die Stadt an Bedürftige Suppe und Brot ab. Trotz der eigenen Not behielt sie doch noch eine offene Hand, um noch größeres, fremdes Leid zu lindern. Sie spendete den Armen der umliegenden Gemeinden reichlich Almosen. Eine Sammlung für den Kanton Linth ergab die Summe von 515 Gulden, ein schönes Zeugnis für den menschenfreundlichen Sinn der Winterthurer.

Bedenklich mehrten sich die Vergehen gegen das Eigentum; Raub und Diebstahl waren eine Zeitlang tägliche Erscheinungen. Schlimm stand es auch mit der persönlichen Sicherheit; es war geradezu lebensgefährlich, sich des Nachts auf die Straße zu wagen. Jedes Gefühl für Recht schien erloschen.

Doch kamen wieder bessere Zeiten. Der gesunde Sinn der Bevölkerung, das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Arbeitsfreude überwandten alle Hindernisse. Durch die Niederlassungs- und Gewerbefreiheit wurde Winterthur ein aufblühendes Gemeinwesen. Seine Einwohnerzahl, die jahrhundertlang annähernd gleich geblieben war, wuchs in der Folge durch Zuwanderung rasch an. So gereichte diese schlimme Zeit Winterthur doch zum Segen, der allerdings erst den spätern Geschlechtern zugute kam. Wr.

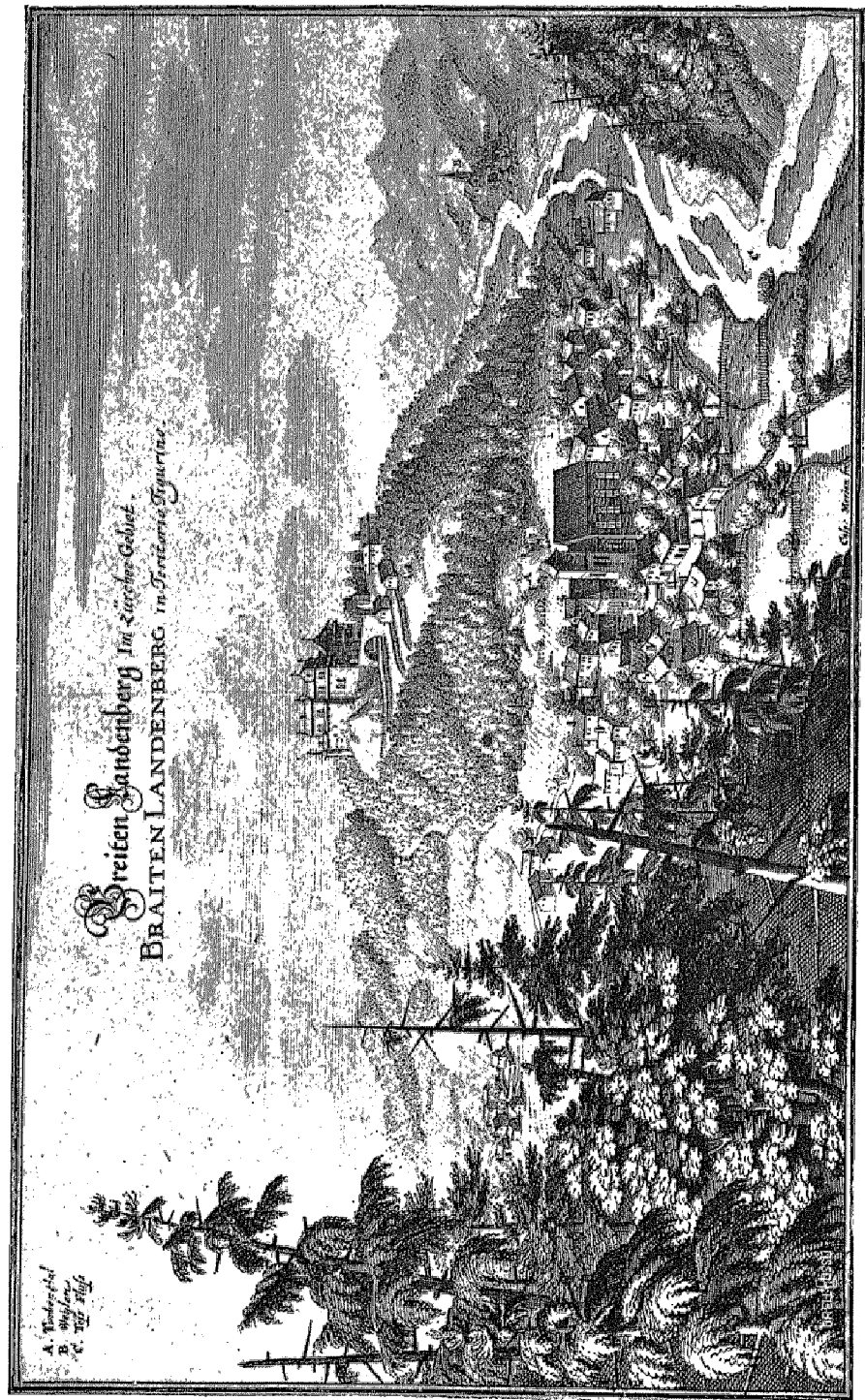
Die Töb.

Die Töb hat ihre beiden Quellbäche am Töbstock, der 1152 Meter hoch ist. Sie vereinigen sich bei der Bach- oder Töbscheide (794 m). In alter Zeit wurde der Fluß Thos oder Thusca genannt. Der Name kommt von Tosen, das heißt „laut rauschen“. Er bezeichnet also recht gut die Wildheit des Wassers, das eine Gesamtlänge von 54 km hat. Die Einmündung in den Rhein liegt 341 m über Meer; die Töb hat somit von der Bachscheidung bis zum Ausflusse ein durchschnittliches Gefälle von beinahe 9 m auf 1000 Meter Länge. Das Wasser wird in Weihern gesammelt, gestaut und zur Treiben der Räder in Mühlen, Sägen und der Maschinen in Fabriken benutzt. Das ist ein großer Vorteil; denn dadurch werden die Auslagen für fremde Kohlen zur Dampfbereitung erspart. Die Schweiz hat keine Steinkohlen. Die Töb liefert die Triebkraft umsonst. Große Fabriken befinden sich bei Fischental, Steg, Bauma, Blitterswil, Wila, Turbental, Rämismühle, Rikon, Kollbrunn, Sennhof, Töb, Wülflingen, Pfungen und Rorbas. Zur Erzeugung von großer elektrischer Kraft sind aber die Wassermenge und das Gefälle zu gering.

Im mittlern Töbthal hat der Fluß wenig Fall; deshalb lagern sich da große Massen Sand, Kies und Geröll ab, die zum Bauen vortreffliche Verwendung finden. In das Tal hinaus ragen vielerorts von den beidseitigen Bergketten steile Vorsprünge, die den Abfluß des Wassers hindern. In dem Kies der Talsohle fließt das reine Grundwasser, das ebenfalls da und dort gestaut und als Trinkwasser benutzt wird, so die Buchenrain- und Hornsägequellen bei Rikon und Zell, die in die Stadt Winterthur geleitet wurden.

Im Sommer liegt das Többett fast trocken da; zur Zeit der Schneeschmelze und bei lange andauerndem Regenwetter verwandelte sich das Wässerlein zu einem reißenden Strom. Äcker, Wiesen und Weiden wurden fortgeschwemmt oder mit Schlamm und Kies bedeckt. Häuser, Scheunen, Brücken und Stege wurden fortgerissen, Menschen und Tiere ertran-

er
er
sa
as
l-
e
ß
-
e.
n
n
h
g
t
i
r
o
e
l
e



Schloß Breitenlandenberg im Freistaat Thüringen

ken in den tosenden Fluten. Namentlich das Hochwasser vom 11. bis 14. Juni 1876 richtete furchtbare Verheerungen an. Die Einwohner schrien um Hilfe; denn die Gemeinden im Töbttale mußten allein die großen Kosten für den Uferschutz bezahlen. Seit 1872 ist dies eine Aufgabe des Kantons Zürich und der Schweiz. Nun wurde die Töb korrigiert. Für das Mittelwasser genügt das eigentliche Flußbett; zum Schutze gegen das Hochwasser wurde dasselbe durch das Vorland verbreitert und mit Dämmen versehen. Die Töb-korrektion kostete fast sieben Millionen Franken.

Zur heißen Zeit wandern große Scharen Knaben und Mädchen an die Töb und nehmen in den kühlen Fluten ein erfrischendes Bad.

Das Töbttal.

Die reißende Kraft des fließenden Wassers hat im Laufe vieler Jahrtausende eine tiefe Rinne ausgeschwemmt; es ist das Töbttal, das im Norden von der Hörnli-, im Süden von der Allmannkette begrenzt wird. Die Gipfel und Rücken dieser Bergzüge geben die Höhe der frühern Bodenoberfläche an und zeigen deutlich, wie tief sich der Fluß eingegraben hat. Die Abhänge gegen das Tal sind meistens steil; deshalb bilden sich etwa Erdschlipfe, Rutschungen und Riesenen. Durch Pflanzen von Wald sucht man das Fortgleiten der Erdmassen zu verhindern (Töbstock).

Das obere Töbttal besteht hauptsächlich aus Nagelfluh. Das untere Töbttal zeigt häufig den grauen Sandstein, in dem sich Versteinerungen finden. So entdeckte man in den Steinbrüchen am Wolfensberg bei Veltheim seltene versteinerte Schildkröten, Raubtiere und Dickhäuter, die im Museum von Winterthur aufbewahrt werden. Ebenso werden bei der Ruine Freienstein kleine Meerschnecken gefunden. Daß auch die Gletscher in sehr alter Zeit das Töbttal bedeckten, dafür

geben die vielen Moränen und Findlinge Zeugnis. Blöcke aus den Hochgebirgen sind beim Springbrunnen in Gibswil aufgestellt. Unsere Gegend sah also in sehr alter Zeit ganz anders aus als jetzt.

Das obere Töbthal ist rauher und kälter als das untere; doch hat es viel Sonnenschein und wenig Nebel und ist deshalb für groß und klein ein lieber Ferienort. An sonnigen Stellen lachen uns Wiesen und Weiden entgegen. Auch gibt es Kartoffelfelder; für den Getreidebau eignet sich die Gegend nicht. In den Wäldern hausen Hasen, Rehe, Gamsen, Füchse, Dachse, Auerhühner. Am Töbstock ist ein Schonrevier. Das Ausgraben seltener Pflanzen ist verboten. Das untere Töbthal ist viel fruchtbarer als das obere. Seit alten Zeiten gedeiht da der Weinstock. Es ist eine herrliche Landschaft: aus dem reizenden Grün der Wiesen und Obstbäume erglänzen reiche Ortschaften mit weithinschauenden Kirchtürmen.

Schon zur Zeit der Helvetier und Römer war das untere Töbthal bewohnt; das obere aber, von Winterthur aufwärts, bedeckte eine waldige Wildnis. Als die Alemannen in unser Land einwanderten, drangen kräftige Familien auch in das obere Töbgebiet, zuerst sich in der Talsohle niederlassend, später auch die Seitentäler und Höhen besetzend. Der Wald wurde mit der Axt gelichtet und der Boden fruchtbar gemacht. Hierauf weisen die Ortsnamen Rüti, Grüt, Stocken, Schlatt. Oder die Wildnis wurde mit Feuer vernichtet; dies zeigen die Namen Schwand, Schwändi, Brand. Es entstanden also zuerst die Massenansiedelungen, die Dörfer; später, als noch mehr Leute einwanderten, die Einzelhöfe in den Nebentälern und auf den Bergrücken.

Im obern Töbthale beschäftigten sich die Einwohner seit alter Zeit mit Landwirtschaft und Viehzucht. Da der Boden einen kargen Ertrag brachte, suchten sie eine Nebenbeschäftigung: Männer, Frauen und Kinder spannen und woben in ihren Häusern Baumwolle, zum Beispiel in der Gemeinde Fischental 1522 Personen, in Töb nur 20 und in Veltheim nur zwei Personen (1787). Die Bevölkerung nahm zu und

gelangte zu Wohlstand. Aber die Verdienstquelle versiegte, weil mechanische Spinnereien und Webereien entstanden. Dafür wurden die Verarbeitung der Seide und das Sticken in den Wohnungen eingeführt. Als sehr alten Hausverdienst diente das „Kellen“- und Korbmachen; daher kommt der Name „Kellenland“.

Vor etwa hundert Jahren wurden an der Töb die vielen Fabriken gebaut. In Winterthur entstanden die großen Eisenwerkstätten. Viele Leute verließen ihre rauhen Höhen und suchten ihren Verdienst an diesen Orten. Die Bergdörfer des obern Töbtales entvölkerten sich. Sennhof hatte im Jahre 1750 nur 24, im Jahre 1900 aber 296 Einwohner; Wildberg im Jahre 1870 227, im Jahre 1900 aber nur noch 154 Bewohner.

In alter Zeit war das obere Töbthal ein unwegsames Gebiet. Es fehlten die festen Brücken über die Töb und gute, fahrbare Übergänge ins Thur- und Glattal. Dem Handel und Verkehr besonders hinderlich war der Mangel einer Hauptstraße längs der Töb nach Bauma (Hof bei den Bäumen) und Fischental (das Tal des Fiskin). Noch im Jahre 1820 mußte der Müller in Bauma das Getreide, das er in Winterthur im Kornhaus gekauft hatte, auf Wagen, mit sechs bis acht Rossen bespannt, durch das Többett hinaufschleppen. Erst von 1832 bis 1844 wurde die neue Fahrstraße mit gedeckten und offenen Brücken von Winterthur nach Wald gebaut; sie kostete 360 000 Franken.

Die Einwohner freuten sich sehr über das neue Verkehrsmittel. Um aber dem Wegzuge der Leute Einhalt zu tun und dem Tale neues Leben zu bringen, war der Bau einer Eisenbahn nötig. Doch es fehlte das Geld. Endlich brachten es Winterthur, die Gemeinden an der Töb, der Kanton Zürich und reiche Anwohner zusammen. Im Jahre 1873 wurde mit dem Bau begonnen und im Jahre 1876 war das schwierige Werk bis Wald vollendet. Auch das untere Töbgebiet erhielt zur gleichen Zeit eine Eisenbahn durch den Dettenberg nach Bülach, Eglisau, Waldshut, Basel. Um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, müssen nun nicht mehr viele

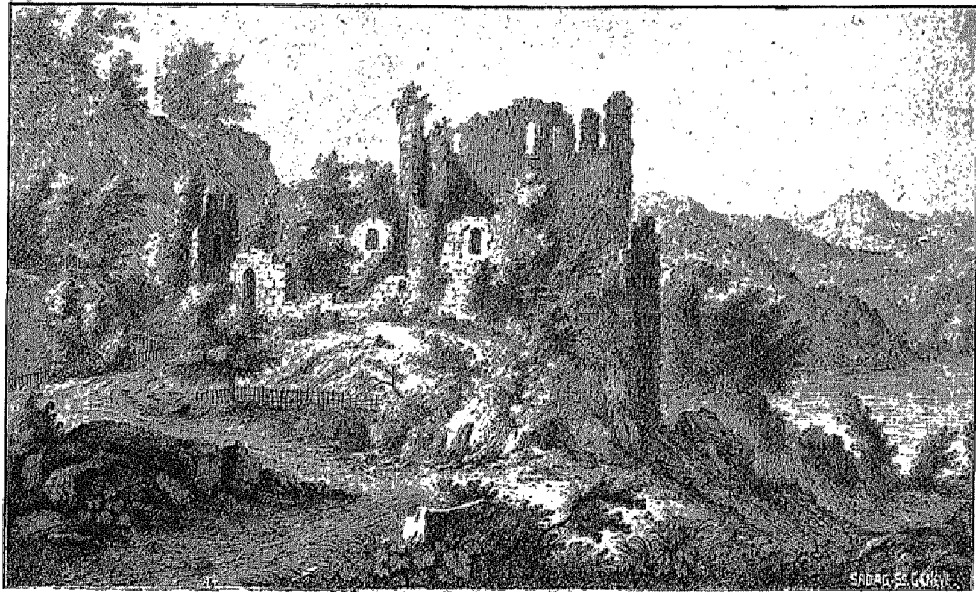
Leute ihre Heimat verlassen und sich in Winterthur und Umgebung niederlassen. In großer Zahl fahren sie am Morgen in die Stadt und kehren abends auf das Land zu den Ihrigen zurück. Ebenso ziehen die Städter im Sommer und Winter in Scharen auf die lieblichen Höhen an der Töß, um da sich zu erholen und die Gesundheit zu stärken (Ferienkolonien).

Beerenberg, Multberg und Pfungen.

Westlich der Bahnstation Wülflingen erhebt sich der bewaldete *Beerenberg* (594 m). Von einem östlichen Vorsprung desselben genießt man eine reizende Aussicht auf die fruchtbaren Gefilde von Veltheim, Wülflingen und Neftenbach bis zu den steilen Basaltkegeln des Hegaus jenseits des Rheines.

Im Gebüsche versteckt steht altes Gemäuer. Es sind die Überreste des einstigen Klösterleins *Mariazell*. Im Jahre 1318 gab Erzherzog Leopold von Österreich dem Bruder Stephan Rheinauer aus Winterthur die Erlaubnis, hier eine Einsiedlerhütte zu errichten und da mit allfälligen Genossen in Gebet, Wachen, Fasten und guten Werken seine Tage zuzubringen. Bald bildete sich eine religiöse Gemeinschaft. Den Unterhalt erlangten die Einsiedler durch Betteln von Haus zu Haus. Da die Bruderschaft wegen ihres frommen, gottesfürchtigen Wandels bei der umwohnenden Bevölkerung, namentlich in Winterthur, in sehr hohem Ansehen stand, erhielt sie viele Geschenke und Vergabungen, so daß sie im Jahre 1355 mit dem Bau des Klösterleins „Unser Frowen Zelle in Berra-berg“ beginnen konnte. Die Brüder gehörten zuerst dem Orden der Franziskaner an; seit dem Jahre 1365 befolgten sie die strengere Regel der Augustiner.

Durch milde Stiftungen und Ankauf gelangte das Kloster in den Besitz vieler Güter, von Zinsen und Zehnten. Der Reichtum verführte aber die Mönche zu einem unordentlichen, üppigen Leben und zur Vergeudung des Klostergutes. Der



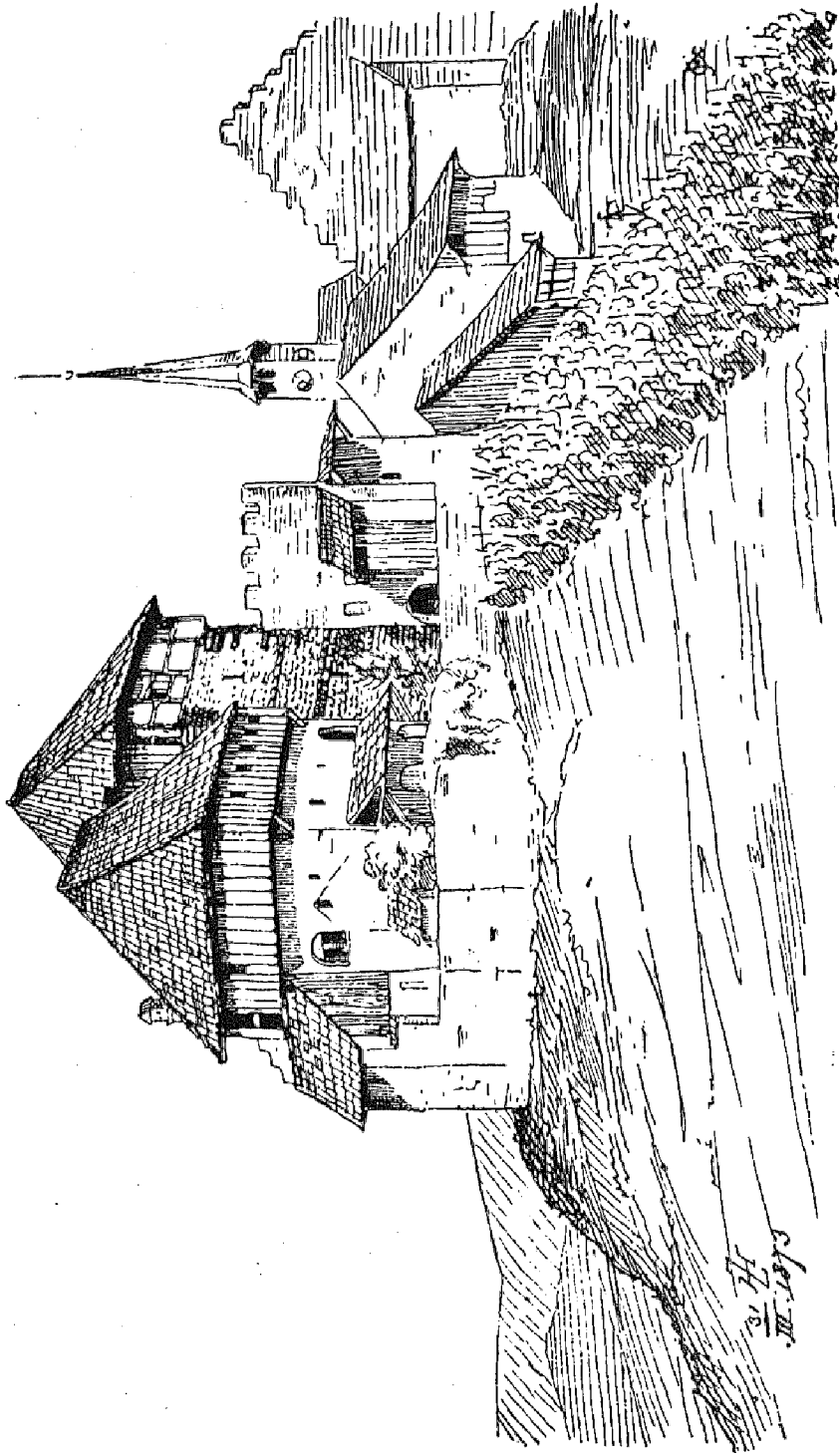
Ruine Beerenberg, um 1700. (Nach D. Herrliberger.)

Bruder Heinrich Roßnagel wurde gefangen genommen, in den Turm gesetzt und für drei Jahre aus dem Stadtgebiet verwiesen, weil er Schultheiß und Rat von Winterthur verlästert hatte. Im Jahre 1484 packten die Klosterherren Geld, Kostbarkeiten und Reliquien ein und wollten sie außer Landes führen. Sie wurden vom Kyburger Landvogt gefangen genommen und bestraft.

Die Reformation machte auch dem Klosterleben am Beerenberg ein Ende. Die vier letzten Mönche erhielten lebenslängliche Ruhegehälter (1527). Die Klostergebäude gerieten in Verfall und dienten als Steinbruch zum Bau von Häusern in Wülflingen und Winterthur.

Wenn man vom Beerenberg durch den Wald westwärts wandert, gelangt man bald über eine Einsenkung auf den *Multberg* (553 m). Hier öffnet sich eine liebliche Schau auf das einsame Rumstal, die Brüttener Höhe mit der hochragenden Kirche, auf Pfungen, den waldgekrönten Irchel und das untere Tößtal bis zum Schwarzwald.

Der Standort der ehemaligen Burg Multberg ist an den östlichen und westlichen Einschnitten leicht erkennbar. Sie



Schloß Pfungen. (Von H. Zeller-Werdmüller. 1873.)

H. Zeller
1873

befand sich im Besitze des Freiherrn Rudolf von Wart, der beim Morde des Habsburger Königs Albrecht, am 1. Mai 1308, beteiligt war. Die Österreicher zerstörten im folgenden Jahre die verlassene Burg und setzten auch die gegenüber liegende Wartburg des unschuldigen Bruders Jakob in Flammen. Rudolf wurde im Burgund auf einer Pilgerreise zum Papst in Avignon von einem Spielmann erkannt und verraten. Man nahm ihn gefangen und lieferte ihn an die herzogliche Familie von Österreich aus. Rudolf wurde auf das Rad geflochten, wahrscheinlich bei Windisch im Aargau, am Ort der grausigen Tat. Seine treue Gemahlin Gertrud von Balm soll mehrere Tage und Nächte beim unglücklichen Gatten ausgeharrt und ihn getröstet haben, bis er seinen Geist aufgab.

Der Minnesänger Jakob von Wart lebte noch viele Jahre in einem ärmlichen, strohbedeckten Bauernhause in der Nähe seiner abgebrannten Burg.

Ein steiler Pfad führt vom Multberg hinab in das Dorf *Pfungen* (alt: Pfunga oder Pfungen = bei den Nachkommen des Pfungo). Bei der Kirche stand noch eine dritte Burg. Sie gehörte ursprünglich ebenfalls den Freiherren von Wart, kam später an verschiedene Geschlechter und im Jahre 1629 an die Stadt Winterthur. Jeder Stadtbürger, der müde hier ankehrte, hatte Anrecht auf einen kostenlosen, kühlen Ehrentrunk, auf eine Maß kräftigen Weines. Es machten aber so viele Wanderer davon Gebrauch, daß die Spende eingeschränkt werden mußte und im Jahre 1798 ganz einging.

Beim Bau der Eisenbahn Winterthur-Bülach im Jahre 1875 wurde das Schloß abgebrochen; die Bahnzüge rollen jetzt über die Burgstelle.

Ph.



Winterthur. (Von G. Weiß. Aus G. Peterhans-Bianzani: „Vom Rheinfall zum Schnebelhorn“.)

Winterthur.

Wie 's Chindli i sim Fed'rebettli
Lit's da im Talgrund, eusers Städtli.
Es ist em wohl, me gseht em's a,
Wil es si au recht rode cha.

Ganz anders als vor alte Zite
Streckt es si Ärm nach alle Site
Und mueß nid hinder dicke Mure
Versteckt si und debi versure.

So frisch und suber luegt es dri!
Es hät halt Luft und Sunneschi.
En Blüetestruß treit's i der Hand
Und ganz voll Blueme-n-ist sis Gwand.

Zwar git's bi-n-eus kei Berg voll Schnee,
Doch schöni Hügel um so meh;
En Wi wachst dra, 'en extra fine,
Und 's git kei Bergstürz, kei Lawine.

Au find't me wit und breit nid bald
E so en wundervolle Wald;
Er lad't is alli, groß und chli,
Zur Freud und zur Erholig i.

Und fehlt is au en große Fluß,
So macht das wäger kei Verdruß;
Denn 's Wasser lauft i jedem Hus,
's ist frisch und gsund und gaht nie us.

So gmüetli isch es z' Winterthur,
Vom Großstadtlebe chum e Spur!
Da gänd au d'Lüt enand no d'Hand
Und säged „Guete“ zunenand.

Wo uf der Straß ein niemer kennt,
Me-n-achtlos an eim dure rennt,
Da muß ja wäger 's Herz erhalte;
Ich chönnti's eifach nid ushalte.

Händ d'Chind und Buebe Freud am Lehre,
Müend's nid der Stadt de Rugge chehre,
Si chönd ja as Gymnasium,
Und wenn si wänd, is Technikum.

Vo früeh bis spat, grad wie-n-en Uhr,
Schafft alles bi-n-eus z' Winterthur,
Drum cha me da au alles chaufe
Und mueß nid z'erst go Züri laufe.

Und dänn die prächtige Maschine,
Die große, stanche und di chline!
Erst gester hät min Vater gseit,
Es gäb' kei bess'ri wit und breit.

Bist du im ferne, fremde Land,
So füehrt zur Heimet doch es Band.
Lueg, 's Dampfroß zeigt der sicher d'Spur,
Es ist, wie du, vo Winterthur.

Bis treu und brav und tue di wehre,
Und heb di Heimet recht in Ehre!
Werd's Lebe liecht dir oder sur,
So b'halt mer lieb dis Winterthur!

K. Fislér.

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Das Dorf Niederwinterthur	7
Wie Winterthur eine Stadt wurde	8
Die Empörung Winterthurs 1264	16
Rudolf von Habsburg mit der langen Nase	18
Das Stadtrecht von 1264	19
Der Schultheiß	22
Rat und Gemeinde	24
Der Kampf bei St. Georg 1292	27
Das Frauenklösterlein zur Sammlung	29
Das Chorherrenstift Heiligenberg	31
Winterthur während des Appenzellerkrieges	34
Winterthur, eine Reichsstadt (1417—1442)	36
Das Sondersiechenhaus zu St. Georg	38
Das Spital	42
Winterthur während des alten Zürichkrieges	46
Die Belagerung von Winterthur (1460)	48
Winterthur unter Zürich	56
Die Pest in Winterthur	58
Böse Zeiten	60
Die Mühlen in Winterthur	64
Die Jagd	68
Das Postwesen	71
Das Trinkwasser	75
Das Lörlibad und das Goldbad	78
Das Neuhaus	80
Die Beleuchtung	82
Das Löschwesen	84
Die Stadtkirche	87
Sitten und Gebräuche	90
Die alte Schule	96
Schulfreuden	99
Das Kloster Töß	103
Der Eschenberg	107
Das Bruderhaus	110
Die Eulach	113
Der Schauenberg	116
Der Lindberg	117
Der Weinbau	120
Alt-Wülflingen	122
Die Mörsburg	125
Das Schloß Hegi	128
Die Kyburg	131
Handwerk und Industrie	135
Winterthur in der Revolutionszeit	143
Die Töß — Das Tößtal — Beerenberg—Multberg—Pfungen	148
Winterthur (Gedicht)	157